

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Württ.
Landes-
bibliothek
Stuttgart



**SCHWÄBISCHER HEIMATBUND
KONRAD THEISS VERLAG STUTTGART**

**JAN.-MÄRZ 1980
HEFT 1**

7a 692

865

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege von
Landschaft, Volkstum, Kultur

Herausgegeben vom
SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND

31. Jahrgang Heft 1
Januar – März 1980

Redakteur: Willy Leygraf

Redaktionsausschuß: Helmut Dölker, Wolfgang Irtenkauf, Heidi-Barbara Kloos, Willy Leygraf, Hans-Martin Maurer, Fritz Oechßler.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erhalten die Zeitschrift als Vereinsgabe; beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt er jährlich DM 30,-, für Einzelhefte DM 7,- (zuzüglich Versandkosten, incl. 6,5% MwSt.).

Anfragen und Mitteilungen (Anschriftenänderungen!) werden an die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erbeten: Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 223243.

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konten

Postscheckamt Stuttgart (BLZ 600 100 70) 30277 01
Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 600 501 01) 2 164 308
Deutsche Bank AG Stuttgart (BLZ 600 700 70) 1 435 502.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint im Konrad Theiss Verlag GmbH, Villastraße 11, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 432981.

Anzeigenverwaltung: Hans Jürgen von Elterlein, Jöringelweg 5, 7000 Stuttgart 80, Telefon (07 11) 7119 20.

Druck: Grafische Betriebe Süddeutscher Zeitungs- dienst Aalen.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch aus- zugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion.

Anschrift der Redaktion:
Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 223243.

Inhalt

WOLFGANG IRTENKAUF	
Zur Sache	1
WILLI K. BIRN	
Siebzig Jahre Schwäbischer Heimatbund	2
Peter Haag-Preis 1979	9
AUGUST GEBESSLER	
Aktuelle Grundfragen der Denkmalpflege	10
ALBERT ROTHMUND	
Die Hammerschmiede in Satteldorf-Gröningen	22
WOLFRAM FISCHER	
Arbeit und Wirtschaft verändern die Welt	29
HEINRICH FREIHERR VON LERSNER	
Sozialer Fortschritt in einer endlichen Welt	39
SIEGWALT SCHIEK	
Zur Baugeschichte des Schlößchen Einsiedel ...	45
WOLFGANG IRTENKAUF	
Wanderungen in die Vergangenheit (1): Der Oberhohenberg	52
PAUL J. MUENZER	
Der kelto-iranische Silberring von Trichtingen	53
Leserforum	56
Buchbesprechungen	57
Die Autoren	63
sh aktuell	64
Veranstaltungen und Studienfahrten	72



Das Titelbild

zeigt die drei schweren Hämmer der von Albert Rothmund in diesem Heft vorgestellten Hammer-smiede in Satteldorf-Gröningen. Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND hat beschlossen, diese Hammer-smiede zu erwerben und so herrichten zu lassen, daß sie anschaulich den Übergang erkennen läßt von der handwerklichen zur frühen industriellen Fertigung. Damit verweist dieses Dokument der Arbeitswelt und ihrer Geschichte zugleich auf die ebenfalls in diesem Heft abgedruckten Vorträge der TUBINGER TAGE 1979, bei denen unter dem Leitwort *Heimat zwischen gestern und morgen* Probleme von Arbeit und Wirtschaft, von Technik und sozialem Fortschritt behandelt wurden. (Foto: E. Weller)

Wandern ist wieder «in» – das konstatieren die Freizeitforscher. Wir freuen uns darüber, denn das selbstverständliche Gehen in einer und durch eine Landschaft bringt nicht nur körperliche Erholung und gesundheitliche Wiederaufrüstung, sondern schärft auch den Blick für das Geschaute, für Vergangenheit, Gegenwart und, soweit wir dies schon sehen können, auch für die Zukunft.

Die Freizeitindustrie hat sich dafür viel einfallen lassen: Rundwanderwegeführer für den West-, Mittel- und Ostweg ebenso wie für eine Nordrand- oder Südrandlinie, Reisezeitschriften, selbst von Zigarettenfirmen (warum nicht?), ausführliche, kompensierte Kunstwanderbücher, gedruckte Hilfen für das Radfahren und das Wandern auf der präparierten Skiloipe, Bücher fürs Kennenlernen der Gegend um A-Stadt und B-Dorf herum. Man schaue in ein dementsprechend aufgemachtes Fenster einer Buchhandlung: fast alles ist auf dem langsam übersättigten Markt zu haben. Daß diese Bücher uns alle helfen wollen, versteht sich von selbst. Oft sind sie vom Gewicht her schon so schwer, daß wir sie kaum in den Rucksack oder einen anderen Vorratsbehälter hineinpacken wollen. So landen sie im Handschuhfach des Autos oder bleiben im Bücherschrank zu Hause. Vielleicht hilft dies, eine Wanderung vor auszuplanen, was sich durchaus vom grünen Tisch aus bis zu einem gewissen Grade erledigen läßt.

Was wir hier auf Seite 52 beginnen und in lockerer Folge fortsetzen wollen, soll beileibe kein Gegenstück zum Führer des Herrn X oder Y sein, sondern der Versuch, schwäbische Heimat anhand markanter, aber vielleicht doch nicht so gekannter Denkmäler im weitesten Sinn des Wortes zu erfahren. Man könnte das Vorhaben unter die nichtssagende Überschrift «Aufgelesenes am Rande» setzen, weil sich darin Zufallsbekanntschaften, bescheidene «Entdeckungen» spiegeln. Wie es denn so geht: man möchte es anderen mitteilen, berichten. Was hiermit in dieser Zeitschrift geschehen soll. Wir wollen dabei durchaus nicht immer so hoch hinaus wie am Anfang, wo wir die Tausendergrenze unseres Landes bereits überklettern.

Der Autor darf schließlich noch versichern: Alles, was in dieser und den kommenden Folgen vorgestellt wird, ist aufgesucht, erwandert oder erfahren worden. Diese Fußnote scheint notwendig, weil es Reisebücher gibt, die – sagen wir es einmal vorsichtig – aus zweiter Hand «schöpfen». Diese Unart soll jedoch hier in diesen Spalten auf keinen Fall «Heimat» finden.

«Wir sehen unsere Hauptaufgabe darin, die Industrialisierung des Landes dahin zu beeinflussen, daß die Flut des industriellen Kapitalismus unsere alte Kultur nicht zerstört. – Wir fragen: Wie kann bei der industriellen Entwicklung unseres Landes eine neue, nicht nur technisch, sondern auch sozial und künstlerisch befriedigende Gestaltung unseres Landes, unserer Dörfer und Städte herbeigeführt werden. Unser Ziel ist die Bändigung des Kapitalismus, daß er nicht unersetzliche geistige Werte zerstört, indem er materielle schafft.»

Das sagten keine Systemveränderer, etwa aus unserer Zeit, sondern Männer und Frauen, die etwas viel Schwierigeres unternehmen wollten. Sie wollten Menschen, sie wollten ihre Mitbürger ändern.

Diese Erklärung stammt aus dem Jahr 1909. Sie war verfaßt von Carl Johannes Fuchs, Professor der Volkswirtschaftslehre an der Universität Tübingen. Hinter dieser Erklärung standen Universitätsprofessoren, Oberbürgermeister, Generäle, Frau Hähnle, die Mutter des Vogelschutzes und – was die Stellungnahme zum industriellen Kapitalismus besonders interessant macht – Fabrikanten, deren Namen heute noch Klang haben, wie Bruckmann, Gminder, Hohner, Scheufelen, Voith. Diese Frauen und Männer empfanden die Folgen der Gründerjahre nach 1871 als ein Verderben für unser Land. Ludwig Finckh hat das später einmal so formuliert: «Über meine Jugend fällt ein Schatten. Es war die Zeit, da man in den deutschen Städten alte Türme und Tore abbrach, die Stadtgräben auffüllte und Mietkasernen erbaute.»

Gründung des Bundes

Es blieb nicht bei der Erklärung. Am 12. März 1909 wurde der Württ. Bund für Heimatschutz gegründet. Nach dem Beitritt Hohenzollerns hieß er Bund für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern. Seit 1949 trägt er den Namen SCHWÄBISCHER HEIMATBUND.

Welches waren die Ziele des Bundes? Die Satzung von 1914 formulierte bündig: «Der Bund will die Schönheit unserer Heimat pflegen. Alles neu Entstehende, das für das Bild der Heimat von Bedeutung werden kann, soll schön gestaltet werden. Alles Überlieferte, das uns in diesem Bilde eigenartig

und wertvoll erscheint, soll nach Möglichkeit geschont und erhalten werden. Das gilt in gleichem Maß für das Menschenwerk und für die Natur.»

Die Satzung unseres Bundes hat manche Änderung erfahren. An den damals formulierten Zielen hat er unverbrüchlich festgehalten. Gewiß ist das Ausmaß der Gefährdungen immer größer geworden. Auf den blühenden Optimismus der Zeit vor 1914 ist mancher Reif gefallen. Unsere Heimat hat Verheerungen erlitten, die damals nicht vorstellbar waren, nicht nur durch Krieg, sondern auch durch Wiederaufbau! Die Zuversicht, für unsere Heimat etwas Gutes wirken zu können, blieb ungebrochen. Und immer galt unsere liebevolle Aufmerksamkeit nicht nur dem uns Überkommenen, sondern auch dem, was jeweils neu zu gestalten war.

Der Vorwurf, die Liebe zur Heimat sei eine Sache nur rückwärts schauender Reaktionäre, kann jedenfalls nicht aus den Zielen des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES abgeleitet werden.

Die Gründung unseres Bundes im Jahre 1909 entsprang nach unserem heutigen Sprachgebrauch einer Bürgerinitiative. Der Bund handelte stracks den Intentionen der damaligen württ. Regierung zuwider. Zwar ließen sich Regierung und Landtag Denkmalschutz und Landschaftspflege angelegen sein. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts gab es einen Landeskonservator, der sich um die Denkmale der Kunst und des Altertums und um den Heimat- und Naturschutz anzunehmen hatte. 1909 wurde beim Kultministerium ein Landesausschuß für Natur- und Heimatschutz eingerichtet. Die Württ. Bauordnung von 1910 hat dann den Denkmalrat geschaffen. Die Vertreter des Staates waren der Auffassung, daß alles Notwendige geschaffen und damit ein privater Bund, der aus eigener Initiative handeln wolle, unnötig oder gar ein Hemmschuh sei.

Der Heimatbund aber meinte, ohne freiwillige Mitarbeit vieler Bürger und ohne das Hineindringen seiner Ideen in weite Volkskreise könnten die staatlichen Organe allein nicht zum Erfolg kommen. Nach wenigen Jahren hat sich dann aus dem Gegenüber ein fruchtbares Miteinander ergeben. Heute sieht die Satzung vor, daß dem Vorstand auch Vertreter der Behörden angehören, die für die Aufgaben zuständig sind, um deren Bewältigung sich der Heimatbund müht. Das hat die Arbeit der staatlichen Verwaltung wie die des Heimatbundes sehr gefördert.

* Erweiterte Fassung eines Vortrags, der im Programm des Süd-deutschen Rundfunks gesendet wurde.

Die den Heimatbund tragende Bewegung unterschied sich von vielen heutigen Bürgerinitiativen dadurch, daß sie keine regionale Begrenzung hatte. Schon fünf Jahre zuvor war der Deutsche Heimatbund gegründet worden. Dies hatte eine Bewegung durch das ganze Deutsche Reich ausgelöst, so daß in fast allen Ländern und preußischen Provinzen sich entsprechende Landesvereine bildeten. Diese Bewegung war auch nicht auf ein zeitlich begrenztes Einzelproblem fixiert. Der Heimatbund war von vornherein auf Dauer angelegt.

Sein Start war großartig. Der II. Internationale Kongreß für Heimatschutz – ein erster hatte vier Jahre zuvor in Paris getagt – fand im Juni 1912 in Stuttgart statt. Mit einer schön ausgestatteten Sondernummer seiner Mitteilungen begrüßte der Bund die fremden Gäste.

Der Heimatbund war in unserer Heimat auf dem Weg durch die 70 Jahre stets von Gleichgesinnten begleitet. Zu ihnen gehörten der Schwäbische Albverein, der sich allerdings zunächst eher kritisch und skeptisch geäußert hatte, und der Bund für Vogelschutz. Mit dem Verband der Württ. Geschichts- und Altertumsvereine und mit der Gesellschaft für Naturkunde halten wir seit den 50er Jahren unsere Jahreshauptversammlungen gemeinsam ab.

Besteht hier nicht ein kräfteverzehrendes Nebeneinander? Die Besonderheit der Aufgaben, die sich alle diese Vereine gestellt haben, hat dafür gesorgt, daß wir uns am Miteinander erfreuen können und kein Gegeneinander zu beklagen haben. Wir begrüßen auch die Existenz vieler örtlicher Heimatvereine; sie ziehen am gleichen Strang wie wir, so daß wir es hinnehmen können, daß mancher durch das Bestehen eines Ortsvereins vom Beitritt bei uns abgehalten wird.

Warum trage ich diese Erinnerungen jetzt vor und behalte sie nicht zurück für das 75-Jahres-Jubiläum im Jahr 1984? Heuer findet unsere Jahreshauptversammlung in Tübingen statt. Aus dieser Stadt kamen 1909 wesentliche Impulse, die zur Gründung der Bundes für Heimatschutz geführt haben. Eine stattliche Anzahl Tübinger Professoren hatte sich zum Schutz der Heimat zusammengetan. So besteht hinreichend Anlaß, gerade jetzt diese Rückbesinnung anzustellen.

Aufgaben

Was hat der SCHWABISCHE HEIMATBUND im einzelnen getan, um seinen Zielen zu dienen?

Am meisten in die Öffentlichkeit haben unsere Schriften gewirkt. Zunächst erschienen laufende Mitteilungen. Ab 1913 wurde jährlich als Vereins-

gabe ein Heimatbuch hergestellt. Nur im 2. Weltkrieg gab es eine Unterbrechung. Seit 1950 erhielten unsere Mitglieder die SCHWABISCHE HEIMAT alle zwei Monate, seit 1964 alle drei Monate. Sie kann auch im Buchhandel gekauft werden.

Viele unserer Mitglieder sammeln diese Schriften. Sie besitzen damit ein großartiges Dokumentarwerk über Schönheiten unserer Heimat und über die Sorgen, die die Freunde der Heimat bewegen. Besondere Aufmerksamkeit widmet die SCHWABISCHE HEIMAT den Städten, in denen unsere Jahreshauptversammlungen stattfinden.

Ein in der Zeitschrift vor Jahren erschienener «Wegweiser für die heimatliche Volkskunde» schuf eine Verbindung zwischen all denen, die sich aus Beruf oder Liebe mit der «Kunde vom Volk» befassen. Helmut Dölker, dem nach dem 2. Weltkrieg die Leitung der Landesstelle für Volkskunde übertragen worden ist, hat damit vielen Mitgliedern und Freunden eine förderliche Hilfe geleistet.

Auch durch unsere Studien- und Lehrfahrten haben wir eine beachtliche Breitenwirkung erzielt. Seit 1949 werden diese Fahrten kontinuierlich durchgeführt. Ihre Anzahl wächst von Jahr zu Jahr. Dies bedeutet eine erhebliche Belastung für unsere Geschäftsstelle. In den letzten Jahren waren es jeweils rund 50 Fahrten mit insgesamt mindestens 2000 Teilnehmern. Der größte Teil der Fahrten geht in die nähere Heimat und dauert nur einen Tag. Es werden aber auch Fahrten ausgeschrieben nach Prag und Böhmen, nach Hamburg und Schleswig-Holstein, nach Graubünden, nach Burgund, ins Wallis und ins Tessin. Eine Fahrt zu den Stauferstätten in Frankreich dauerte 12 Tage. Alle diese Fahrten werden von fachkundigen Führern begleitet. Sie finden regen Zuspruch. Für die sommerlichen Studienwochen wird ein fester Standort (etwa am Bodensee, im Schwarzwald, in der Pfalz) gewählt, von dem aus Exkursionen in die nähere Umgebung gemacht werden. Durch 25 Jahre hindurch waren wir an den Pfingsttagen in Ochsenhausen. Fahrten ins Blaue locken Neugierige an.

Es ist unmöglich, alle die Aktivitäten aufzuzählen, die der SCHWABISCHE HEIMATBUND zur Erhaltung wertvoller Baudenkmäler, aber auch für die Wahl guter Bauformen im modernen Städtebau entfaltet hat. Ich kann nur einzelne Beispiele aufführen, bei weiter Zurückliegenden solche, die noch in unserer Erinnerung sind.

Viel Mühe wurde aufgewendet, die Vorhalle des alten Bahnhofs, das Königstor, das Kronprinzenpalais in Stuttgart zu erhalten. Die beiden ersten hat der

Krieg zerstört, das Kronprinzenpalais die Uneinsichtigkeit der Planer des Schloßplatzes. Erbittert wurde – in Gemeinschaft mit dem Denkmalamt – gegen die Absicht gekämpft, das Neue Schloß und das Kunstgebäude abzureißen.

Um gute Bauformen hat sich der Bund seit seiner Gründung bemüht. Hoch gingen die Wogen, als die Weißenhofsiedlung in Stuttgart gebaut wurde. Auf der einen Seite stand die Meinung, daß mit der Siedlung etwas absolut Gültiges geschaffen worden sei. Andere sagten, hier drängten wesenfremde Elemente ein; solche Häuser paßten allenfalls nach Afrika oder Palästina. So war eine fruchtbare Auseinandersetzung nicht wohl möglich. Wäre deutlich geworden, daß hier ein Versuch zur Diskussion stand, wäre man miteinander weiter gekommen, wohl bis zum heutigen Tag. Der Streit, ob Flach- oder Steildach überhaupt, tobte erbittert. Das Schwäbische Heimatbuch 1928 widmete sich mit Nachdruck diesem Problem. Die Autoren, die in diesem Band in Erscheinung traten, setzten sich für eine «heimische Bauweise» ein und lehnten überwiegend die modernen Formen ab. Es gab aber auch vermittelnde Stimmen, z. B. eine Ortsgruppe des Heimatbundes, die in der Weißenhofsiedlung *eine beachtenswerte Leistung sah, in der sich wesentliche Züge des Kulturwillens der Gegenwart ausprägen*. Bonatz meinte: *Es gibt keine Regel, die immer richtig wäre*. Schmitthenner: *Alles ist schön, was an seinem Platz das Beste ist*. Das sind Äußerungen der führenden Stuttgarter Architekten, die im übrigen aus ihren Bedenken gegen das Unternehmen des Werkbundes auf dem Weißenhof keinen Hehl gemacht hatten. Mit Nachdruck wurde im Schwäbischen Heimatbuch 1934 betont, daß der Heimatschutz *nicht nur am Erhalten des Überkommenen, sondern auch am Gestalten des Neuen teilnehme*. Er stehe aber *auf dem Standpunkt der Entwicklung und nicht des Umsturzes und des radikalen Neuen um jeden Preis*. 1949 meinte Prof. Lörcher bei der Auseinandersetzung um Steil- oder Flachdach, entscheidend sei *gut oder weniger gut* und ob die neuen Sachen sich *neben guten alten behaupten können*. In einer eindringlichen Stellungnahme zum Wiederaufbau Stuttgarts äußerte sich der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND im Jahr 1949 auch zur Dachfrage. Er wehrte sich dagegen, daß die *weichen Linien der Keuperkuppen durch horizontale Betondeckel oder treppenartig abgestufte Waagrechte ersetzt würden*.

Im Februar 1974 veranstaltete der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND zusammen mit der Evang. Akademie Bad Boll eine vielbeachtete Tagung zum Thema «Humanes Bauen». Heft 4/1974 der SCHWÄBISCHEN HEIMAT war ganz der Berichterstattung über diese Tagung gewidmet. Sie macht das Entsetzen deut-

lich, das uns beim Betrachten vieler neugebauter Siedlungen befällt. Da war nicht mehr die Frage ob Steil- oder Flachdach, sondern: wer mag in solchen Ungeheuern wohnen, wer mag sie vor Augen haben; ermöglichen sie oder verhindern sie nicht gerade Kommunikation, sollen hier Kinder aufwachsen, können solche Siedlungen zur Heimat werden? Bange Fragen, schwer zu lösende Probleme.

Schon von 1953 an veranstaltete der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND Tagungen für Stadt- und Kreisbaumeister, Tagungen zusammen mit dem Bund Deutscher Architekten, Tagungen für Denkmalpfleger und Architekten; eine Tagung über die Zukunft des Dorfes; über die wachsende Gemeinde, ihre Planung und deren Verwirklichung; aber auch auf bestimmte örtliche Probleme des Städtebaus gerichtete Tagungen in Isny und Ravensburg, eine öffentliche Podiumsdiskussion zur Erhaltung des Neuen Schlosses in Hechingen.

Lassen Sie mich nun noch einige Probleme als Auswahl unter Vielen stichwortartig nennen, zu denen der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND Stellung genommen hat: Erhaltung des Uhlandhauses in Tübingen (im Jahr 1910), die Marktbrunnen in Rottenburg und Tübingen, der Marktplatz in Freudenstadt, Erhaltung der Villa Berg in Stuttgart, Erhaltung der Burg Leofels, das Dominieren der Verkehrsplanung beim Wiederaufbau in Stuttgart, die Bedrohung der Anlagen durch den Omnibusbahnhof in Stuttgart, die Gestaltung des modernen Bauernhofs, die Ortsdurchfahrt Ludwigsburg, die Dreifaltigkeitskirche in Leutkirch, Erhaltung des Schimpfecks in Tübingen. – Gefreut haben wir uns über das Vertrauen, das uns die Stadt Tübingen dadurch erwiesen hat, daß sie der Ortsgruppe des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES 1978 die Durchführung des Stadtbildwettbewerbs übertragen hat.

Uns bedrängt immer mehr die Frage, wie bringen wir die Erhaltung des guten Alten in ein richtiges Verhältnis zur Gestaltung des Neuen, wie gehören Denkmalpflege und neues Bauen zusammen. Ein wichtiger Wegweiser auf der Suche nach einer Antwort war unser Vorstandsmitglied, der Architekt Peter Haag. Er ist viel zu früh, 61jährig, im Jahr 1974 gestorben. In Erinnerung an ihn hat der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND 1978 den PETER HAAG-PREIS gestiftet. Der Preis wird jährlich an private Eigentümer von solchen Gebäuden verliehen, die den Rang von Kulturdenkmälern haben und in jüngster Zeit in vorbildlicher Weise restauriert worden sind. Jährlich sollen drei Eigentümer von restaurierten Bauwerken ausgezeichnet werden. 1978 erhielt den 1. Preis der Eigentümer des Hauses Weinhofberg 8, in Ulm, das zu einer Dreiergruppe von Fachwerkhäusern im

Ulmer Fischerviertel gehört. Die weiteren preisgekrönten Häuser stehen in Schwäbisch Hall (Haus am roten Steg) und in Mühlhausen, einem Stadtteil von Villingen-Schwenningen (ehemaliges Pfarrhaus).

Nach seiner Satzung will der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND nicht nur die kulturellen, sondern auch die naturgegebenen Grundlagen unserer Heimat für die Aufgaben der Gegenwart und die Gestaltung der Zukunft wirksam machen.

Einige besondere Probleme des Landschaftsschutzes will ich herausgreifen:

Sehr bewegt hat uns die Sorge um Hochrhein und Bodensee. Im Jahre 1927 trat der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND der internationalen Arbeitsgemeinschaft zum Schutz des Bodensees bei. Es sollte verhindert werden, daß die Ufer und Uferwege immer mehr in Privateigentum übergehen. Es sollte *der willkürlichen und regellosen Bebauung der Ufer, der Verunstaltung der Landschaft und der Ortsbilder, der Anlagen von Baggereien und Kiesgruben, der Einleitung schädlicher Abwässer und dem Vernichten seltener Vertreter der Tier- und Pflanzenwelt* gesteuert werden. Bei einer Veranstaltung des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES im Jahr 1953 in Langenargen wurde festgestellt, daß diese Probleme immer noch bestehen. – Und heute?

Vor mehr als 20 Jahren begannen die Bemühungen, den Ausbau des Hochrheins zu verhindern. 1960 trat der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND dem Schweizer Komitee gegen die Hochrheinschiffahrt bei. Die nun entstandene Arbeitsgemeinschaft zum Schutz von Hochrhein und Bodensee, der alle Vereine unseres Landes angehören, die sich um den Landschaftsschutz bemühen, wendete sich mit einem Aufruf an Landtag und Landesregierung gegen die Schiffbarmachung des Hochrheins und die daraus entstehende Industrialisierung des Bodenseeraumes. Diese Bemühungen gingen weiter. Heute darf man wohl feststellen, daß diese Gefahr gebannt ist.

Der fast 30 Jahre währende Kampf gegen den Abbau des Hohenstoffeln, geführt von Ludwig Finckh, ist der älteren Generation noch in lebhafter Erinnerung. Der Heimatbund hatte dieses Anliegen zu dem seinen gemacht. Im Jahre 1941 endlich wurde der Hohenstoffeln, wie auch der Hohentwiel und die Felsengärten von Hessigheim, unter Naturschutz gestellt.

Der riesige Steinbruch am Dettinger Hörnle ist von weit her sichtbar. Dank vielfältiger Bemühungen, an denen der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND nachhaltig beteiligt war, wurde der weitere Abbruch eingestellt.

Der Bau von Rückhaltebecken macht erhebliche

Sorgen. Die Entscheidung über das Für und Wider ist deshalb so schwierig, weil u. a. ohne diesen Schutz menschlichen Siedlungen Hochwasserkatastrophen drohen. Im Schönbuch (vor allem im Goldersbachtal) hoffen wir auf eine Lösung, die hinreichend Sicherheit für Lustnau bietet und zugleich die empfindliche Landschaft schont.

Die Verschandelung der Landschaft durch maßlose Außenreklame hat den Heimatbund schon während des 1. Weltkriegs zu Protesten veranlaßt. Der Bund hörte nicht auf, diese rücksichtslose Geldmacherei anzuprangern. Eine Anordnung des Werberats vom 7. 6. 1934 schuf endlich die Möglichkeit, störende Außenreklame zu beseitigen. Nach dem 2. Weltkrieg haben die Landräte von Calw und Tettnang für ihren Bereich durch entsprechende Anordnungen Abhilfe geschaffen. Nunmehr verbietet § 33 der Straßenverkehrsordnung belästigende Reklame außerhalb geschlossener Ortschaften.

Einige weitere Projekte, die unsere Landschaft bedrohten und gegen die sich der Heimatbund gewehrt hat, möchte ich auch hier wenigstens in Stichworten nennen:

Erhaltung des Rotwildparkes bei Stuttgart, des Wildseemoors, des Rosensteinparks, des Wutachtals, der Stromschnellen im Rhein bei Laufenburg. In vielen Fällen haben wir uns gegen maßlosen Straßenbau gewehrt, in letzter Zeit gegen den Plan, den Bodanrück durch eine Autobahn zu zerschneiden. Wegen der Folgen, die der Betrieb des Kraftwerks Marbach III für die Umgebung mit sich bringt, haben wir in Ludwigsburg eine öffentliche Podiumsdiskussion durchgeführt. Mit HAP Grieshaber haben wir auf die Bedrohung der Wacholderheiden auf der Alb hingewiesen. Wir kaufen solche Heiden, wenn sie zu haben sind.

Mit dem Hinweis auf die Wacholderheiden habe ich auf ein anderes Feld unserer Tätigkeit hingewiesen, den Erwerb von Schutzgebieten. Dem Heimatbund gehören z. Z. etwa 132 ha Grundfläche, die damit jeder landschaftsschädigenden Beeinträchtigung entzogen sind. Das größte geschlossene Gebiet mit rund 80 ha gehört dem Bund im Pfrunger Ried. Damit kann dieses Hochmoor von Störungen – auch etwa durch die Jagd – freigehalten werden.

An größeren Pflanzen- und Vogelschutzgebieten nenne ich das Naturschutzgebiet Irrenberg (17 ha) – dorthin kommen alljährlich zur «Wiesenputzete» Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES, des Schwäbischen Albvereins und Naturfreunde von den Balingen Bergen; den Oberen Leimberg (10 ha) –; die Weiherwiesen (6 ha); den Grafenberg (5 ha). Am Hirschauer Berg hat der SCHWÄBISCHE

HEIMATBUND in mühsamer Kleinarbeit einen großen Teil der Grundstücke erworben, die zwischen dem Wald und dem oberen Weg liegen, der über Hirschau dem Hang entlang zur Wurmlinger Kapelle führt.

Für den Grunderwerb haben wir erhebliche Mittel aufgewendet. Er wäre aber in diesem Umfang nicht möglich gewesen, wenn das Land Baden-Württemberg nicht den größten Teil getragen hätte.

Ein Erwerb ganz besonderer Art war die Übernahme des Eigentums an der kleinen St.-Blasius-Kapelle in Burgrieden-Rot bei Laupheim. Sie war dem Verfall nahe, niemand wollte sie haben, obwohl das Landesdenkmalamt die Renovierung übernahm. So haben wir uns um diese Köstlichkeit angenommen.

Seit bald 20 Jahren bemühen wir uns um ein Landesfreilichtmuseum. Ohne entscheidende Hilfe durch das Land ist das nicht zu schaffen. Wir wollen die regionalen Bemühungen in unserem Lande nicht verkennen. Die Repräsentation des ganzen Landes können sie jedoch nicht leisten. Wir bleiben weiterhin bemüht.

Ganz unbefangen habe ich davon gesprochen, welches «unsere» Ziele sind, was «wir» da und dort unternommen haben. Das könnte so scheinen, als ob die Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES stets einer Meinung seien. Das wäre das Zeichen einer sterilen Masse. Das sind wir nicht.

Wie hoch gingen die Wogen, als wir uns um den Begriff «Heimat» stritten. Wir haben dieser uns im Innersten bewegenden Frage eine außerordentliche Mitgliederversammlung gewidmet. Man hätte bei der scharfen Diskussion meinen können, die Gegensätze seien unüberbrückbar. Ich will die Spannweite zwischen den verschiedenen Positionen nicht verringern. Wer von der «Heimat» redet, spricht vom Herzen zum Herzen. So verschieden die Gefühlswelt der Menschen ist, so verschieden mußten ihre Äußerungen sein. Einigend war, daß dieses Gespräch so viele Mitglieder bewegte und daß es aus der Sorge um die Heimat und aus der Liebe zu ihr geführt wurde.

Nein, wir sind kein uniformierter Haufen. Es gibt keinen Heimatbundstil, auch nicht in der Frage Steil- oder Flachdach. Es gibt aber das unablässige Bemühen aller darum, unsere Heimat für die Enkel wohnlich zu erhalten und zu gestalten. Wer sich so bemüht, kann an der für den Umweltschutz wohl brennendsten Frage nicht vorbeigehen, der Ausnutzung der Atomenergie. Daß diese Frage in unseren Reihen noch zu keiner grundsätzlichen Erörterung gekommen ist, liegt nicht daran, daß wohl kaum eine Konsens zu erreichen wäre, sondern dar-

an, daß eine sachgemäße Behandlung unsere Kräfte weit übersteigt.

Hatten wir bei unseren nun 70 Jahre währenden Bemühungen Erfolge, ist es uns gar gelungen, «Menschen zu ändern»?

Schon früh hat sich bei uns das Bewußtsein gebildet, daß die von Wirtschaft und Technik ausgehende Bedrohung immer währen werde. Da die äußeren Erfolge so gering blieben, fragte einer, ob wir unsere Ziele nicht zu weit gespannt hätten, ein anderer tröstete uns, schon das Bestehen der Heimatschutzbewegung bilde einen Wall gegen die Überwucherung durch die Wirtschaft. Wieder ein anderer verwies auf das Gleichnis vom Sämann. Etliches fiel auf den Weg, etliches in das Steinige, etliches unter die Dornen. Fiel etliches auf ein gutes Land? Es wäre undankbar, nicht ja zu sagen. Dabei verkenne ich nicht, daß auch viele andere Gleichgesinnte zu diesem Erfolg beigetragen haben.

Zunächst gebührt den Gesetzgebern Dank. Sowohl der Bund als das Land haben Naturschutzgesetze geschaffen, die dem privaten Naturschutz weitgehende Wirkungsmöglichkeiten eingeräumt haben. Sie werden wahrgenommen durch die Aktionsgemeinschaft für Natur- und Umweltschutz, der der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND angehört. Er kann auf diesem Weg Einfluß nehmen auf Behördenentscheidungen, die einen Eingriff in die Natur darstellen.

Nicht vergessen werden darf der Vorläufer dieser Gesetze, das Reichsnaturschutzgesetz von 1935. Es ordnete erstmals an, daß vor Eingriffen in die Natur die Naturschutzbehörden zu hören sind.

Unser Land hat ein Denkmalschutzgesetz geschaffen. Schon sein Vorläufer, die württ. Bauordnung von 1910, gebot, nicht nur Baudenkmale, sondern auch Naturdenkmale und schöne Landschaftsbilder zu schützen. Ein solches Gebot enthielt übrigens schon die Weimarer Reichsverfassung.

Wie stand es aber mit der praktischen Verwirklichung? Vieles haben wir zu beklagen, einiges davon habe ich dargestellt. Aber ohne unser Baurecht hätten wir in unserem dicht bevölkerten Land eine völlig zersiedelte Landschaft, ohne die Naturschutzgesetze keine Naturschutz- und Landschaftsschutzgebiete.

Wir wollen auch dankbar anerkennen, daß sich in den Regierungen und Verwaltungen ein deutlicher Wandel vollzogen hat. Niemand wird im Grundsätzlichen die Berechtigung unserer Anliegen bestreiten. Das zeigen die besonders herausgehobenen Jahre der Denkmalpflege und des aktiven Umweltschutzes.

Ich zögere nicht, den Straßen- und Brückenbauern Dank zu sagen für die vielfältigen Bemühungen, ihre Bauwerke schonend, manchmal sogar schmückend in die Landschaft einzufügen. Auch unsere Wasserwirtschaftler wissen heute, was sie der Landschaft schuldig sind, und handeln danach. Wäre das alles so gekommen, ohne unsere unablässigen Bemühungen und die der vielen Gleichgesinnten?

Ich möchte aber das Bild nicht zu schön malen. Trotz aller Anerkennungen im Grundsätzlichen, trotz vieler Fortschritte im Einzelnen bietet die Praxis ein erschreckendes Bild. Der Straßenbau frißt unaufhörlich an unserem Land. Einflußreiche Wirtschaftskreise dringen mit ihren Bauten in die freie Landschaft. Welche Mühe kostet es, alte, wertvolle Bausubstanz zu erhalten, die doch den Reiz unserer Städte und Dörfer ausmacht. Wie schwer ist die Verständigung mit den Bauern, wenn es um Feuchtgebiete geht, die für die Bauern unrentabel, für den Naturschutz aber unersetzliche Biotope sind. Das Verlangen, die städtischen und manche dörflichen Siedlungen auszudehnen, wird immer stärker. Können wir dem mit Hochhäusern steuern? Das berechnete Verlangen großstädtischer Bevölkerung, in unserer Heimat übers Wochenende oder länger Erholung zu finden, überschwemmt und verdirbt die schönsten Gegenden unseres Landes. Das ist nur ein Ausschnitt der Fragen, die uns täglich bedrängen, aber auch von uns fordern, daß wir weiterhin unverzagt für die Erhaltung unserer schönen Heimat wirken.

Wer über 70 Jahre Heimatschutz berichtet, muß sich fragen lassen: Wie habt ihr es in den Jahren der Hitlerzeit gehalten?

Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND hat manche schwierige Zeit überdauert. Im 1. Weltkrieg war es gelungen, noch in jedem Jahr den Mitgliedern das Schwäbische Heimatbuch zukommen zu lassen. Im Inflationsjahr 1923 aber war die Kasse so leer, daß der Heimatbund sich nur mit einer beträchtlichen Hilfe des holländischen «Bond Heemschut» in holländischer Währung hat über Wasser halten können.

Wie sah es nun 1933 bis 1945 bei uns aus? In einem Rückblick aus dem Jahr 1949 heißt es: «Im Dritten Reich war unser Bund für Heimatschutz unbehelligt. Er war offenbar ganz übersehen worden. Weder die Gauleiter noch der Kultminister, von dem man es eigentlich hätte erwarten sollen, kümmerten sich um ihn.» So hat nach 1945 mancher Deutsche gesprochen: Gott sei Dank, ich blieb unbehelligt, ich war in keine besonderen, bösen Dinge verstrickt. Ich bin froh, daß nun alles hinter mir liegt.

Kann das genügen? So müssen wir fragen, so fragt vor allem die junge Generation. Es ist schwer, heute über jene Zeit etwas zu sagen, weil viele nur eine Anklage gegen andere heraushören. Ich will deshalb von mir selbst sprechen. Ich gehöre zu denen, die im Jahre 1945 das Stuttgarter Schuldbekenntnis der Evang. Kirche Deutschlands mit Dankbarkeit vernommen haben. Es lautet: «Wir klagen uns an, daß wir nicht mutiger bekannt, nicht treuer gebetet, nicht fröhlicher geglaubt und nicht brennender geliebt haben.»

Wie konnte man daraus ein kollektives Bekenntnis einer Art krimineller Schuld ableiten? Es ist doch kein strafrechtlich zu ahndendes Vergehen, *nicht brennender geliebt zu haben*? Und doch wiegt dieser Vorwurf, den wir uns machen müssen, unendlich schwer. Wir sollten bei diesem Bekenntnis nicht auf das «Wir» starren, das sind doch viele «Ich». Mich ganz persönlich geht diese Sache an, und es muß mir gleichgültig sein, was andere getan haben oder noch tun.

Von dieser Voraussetzung aus will ich zu jener bösen Zeit etwas sagen. Ich halte mich dazu für verpflichtet, angesichts der fragenden Jugend. Ich bin so alt wie die Heimatschutzbewegung, seit 10 Jahren Vorsitzender des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES – und in die Hitlerzeit hineinverwoben wie er.

Das Schwäbische Heimatbuch 1934 brachte auf der ersten Seite ein Hitlerzitat: «Die deutsche Landschaft muß unter allen Umständen erhalten bleiben, denn sie ist und war schon von jeher die Quelle der Kraft und Stärke unseres Volkes.» Wer von den Heimatfreunden hat das nicht gern gehört? Sie sagten: «Die Leitgedanken des Heimatschutzes sind vom Führer und von der jetzigen Regierung als richtig anerkannt und in ihr Kulturprogramm aufgenommen worden. Sie sind jetzt Volkssache geworden.»

War es ein Wunder, daß der Heimatbund sich von dieser Woge hat tragen lassen? Trotzdem: Wenn man die Heimatbücher von 1933 an durchblättert, dann muß man mit Achtung feststellen, wie viele Sachberichte vom Zeitgeist unangetastet geblieben sind. Besonders bewegt hat mich die große Rede, die Theodor Haering bei der Jahreshauptversammlung 1941 in Ulm gehalten hat. Ihr Thema «Philosophie der Heimat» war in einer für alle Zeiten gültigen Weise behandelt. Die Rede hätte so auch 10 Jahre früher oder später gehalten werden können. Es ehrt die damals Verantwortlichen, daß sie sich diesen Redner und dieses Thema erwählt haben.

Daß der Heimatbund in jener Zeit «übersehen» wurde, ist gewiß wahr. Die offiziellen Größen kamen zu seinen Veranstaltungen nicht. Deutlicher

konnten sie ihre Gleichgültigkeit nicht ausdrücken. Es gibt aber auch Dinge, die uns in der Erinnerung weh tun.

Konnte man sich mit der Versicherung zufrieden geben, daß die Reichsautobahn *harmonisch der deutschen Landschaft angepaßt* werde? Gab es keine Einzelprobleme, konnte man das Werk nur loben?

Die Schwäbischen Heimatbücher haben sich schon seit den 30er Jahren in sachlicher Weise für die Erhaltung der Deutschen Schrift eingesetzt. Aber war es erlaubt, den haßerfüllten Tiraden eines Autors gegen die lateinische Schrift Raum zu geben, der – übrigens zu Unrecht – glaubte, er habe mit seiner Auffassung die nationalsozialistische Führung hinter sich, und der jede andere Meinung als «Geschwätz» abtat?

Hat ein Bund die nötige Distanz zum Ungeist der Zeit gehalten, wenn sein Geschäftsbericht von 1935 mit dem Satz beginnt: «Der Bund für Heimatschutz hat sich auch die rassistischen Grundsätze der NSDAP zu eigen gemacht, darnach werden Nichtarier nicht mehr aufgenommen, bzw. in den Listen nicht mehr weiter geführt»?

Kann ein Verein mit Selbstachtung es hinnehmen, daß ihm, entgegen den Beschlüssen seiner Organe, von der politischen Führung ein anderer Vorsitzender aufgenötigt wurde?

Ist es nicht ein Makel, einen Mann zum Ehrenmitglied gemacht zu haben, den man nach 1945 still in der Versenkung verschwinden lassen mußte?

War es gar nicht zu umgehen, daß der Gauleiter Schirmherr des Bundes wurde?

Und so stehen wir heute hier und *klagen uns an, daß wir nicht mutiger bekannt haben*. Das sind die Dinge, die uns heute bedrücken.

Unsere Kritiker von heute aber will ich fragen, ob sie damals den Mut gehabt hätten, anders zu handeln. Viele werden verstummen.

Eines aber steht felsenfest, und ich betone das mit Nachdruck: Unsere gute Sache, die Liebe zur Heimat, das Versenken in ihre Vergangenheit und die Sorge für die Zukunft, wurde von den braunen Machthabern nicht angekränkt, so sehr diese versucht haben, die lautere Quelle in ihre braunen Kanäle zu leiten.

Daß dies so ist, dafür haben wir wichtige, vom Geist

des Nationalsozialismus unangefochtene Zeugen. Im Jahr 1949 hat Präsident Dr. Neuschler den Neuanfang dadurch ermöglicht, daß er das Amt des Vorsitzenden übernahm. Bei seinem 100. Geburtstag am 27. August 1974 konnten wir ihm unseren Dank noch persönlich sagen. Als die SCHWÄBISCHE HEIMAT im Jahre 1950 erstmals als Zeitschrift erschien, haben ihr vier führende Politiker mit ihrem Bekenntnis zur Heimat Geleitworte geschrieben: Ministerpräsident Dr. Reinhold Maier, Staatspräsident Dr. Gebhard Müller und die beiden Kultminister in Stuttgart und Tübingen Theodor Bäuerle und Dr. Albert Sauer. Für diese ermutigenden Worte sei ihnen heute noch herzlicher Dank gesagt.

Dank schulden wir aber auch Prof. Dr. Ernst Müller; dadurch, daß er als Herausgeber zur Verfügung stand, wurde damals das Erscheinen unserer Zeitschrift überhaupt erst möglich.

Ich möchte schließen mit einem vielfältigen Dank. Ich danke den Toten, die in den vergangenen siebenzig Jahren uneigennützig und opferwillig unsere Sache getragen haben.

Ich danke den Lebenden, die heute unsere Arbeit ermöglichen. Dank den Mitgliedern unseres Vorstands und den Obleuten unserer Ortsgruppen, die nachsehen mögen, daß von ihrer Arbeit hier so wenig die Rede war. Dank besonders auch an alle, die uns neue Mitglieder geworben haben.

Manchmal werde ich gefragt: «Muß man Schwabe sein, um bei euch Mitglied werden zu können?» Der Mann, der den Anstoß zur Gründung unseres Bundes gab und in ihm lange eine wichtige Rolle spielte, Wilhelm Meyer-Ilschen, stammte aus Uchte in Niedersachsen, und der jetzige Redakteur der SCHWÄBISCHEN HEIMAT kommt vom Niederrhein. Also Ihr Nicht-Schwaben: Wenn Ihr dieses Land mögt, dann kommt zu uns!

Dank sage ich auch unserem Land, seinem Landtag und seiner Regierung. Ohne die Hilfe des Landes könnte unsere Zeitschrift nicht erscheinen, und ohne diese Hilfe hätten wir nicht so viel Grundstücke unter unseren Schutz nehmen können. Besonderen Dank den Vertretern der Regierung, die uns bei manchen Anlässen durch ihren Zuspruch Mut zu unserer Arbeit gemacht haben.

Zur nebenstehenden Abbildung:

Bietigheim-Bissingen. Das Sanierungsgebiet zwischen der Fußgängerzone beim Unteren Tor in Bietigheim und dem Ufer der Enz. Diese neuen Wohnbauten im unmittelbar zum Innenbereich der Stadt gehörenden Quartier sind charakteristisch für das neue Konzept der Stadterneuerung in Bietigheim-Bissingen. Sie wurden unlängst im Landeswettbewerb «Wohnen in der Stadt» mit dem ersten Preis ausgezeichnet. In unmittelbarer Nachbarschaft dieses Wohngebietes liegt die neue Stadtbücherei, in der Prof. Willi K. Birn den Peter Haag-Preis 1970 überreichte. (Foto: Alfred Drossel)

Peter Haag-Preis 1979

Am Sonntag, dem 11. November 1979, wurde in Bietigheim-Bissingen der Peter Haag-Preis 1979 überreicht. Die Jury hatte den Preis Frau Ursel Ansorge für ihr Haus Bei der Kelter 3 in Bietigheim (Stadt Bietigheim-Bissingen) zuerkannt (Architekt Dieter Ansorge). In der Verleihungsurkunde heißt es: *Das Haus Bei der Kelter 3 in Bietigheim gehört zu einem Ensemble in dem die Weinbautradition der Stadt ihren städtebaulichen Ausdruck findet. Mit der vorbildlichen Wiederherstellung dieses Hauses und seiner Nutzbarmachung für zeitgemäße Ansprüche haben Ursel und Dieter Ansorge ein Zeichen gesetzt für die Erneuerung und Aufwertung eines historisch bedeutsamen aber lange vernachlässigten Altstadtquartiers.* Oberbürgermeister Manfred List konnte in seinem Grußwort die Vergabe des Peter Haag-Preises nach Bietigheim-Bissingen in einen bedeutsamen Dreiklang bringen: nicht allzu lange zuvor konnte die Stadt den ersten Preis im Landeswettbewerb «Wohnen in der Stadt» für das unten abgebildete Sanierungsobjekt entgegennehmen (zu diesem Komplex gehört übrigens auch die neue Stadtbücherei in der die Übergabe des Peter Haag-Preises stattfand), und nicht zuletzt hat die Wiederherstellung des Hornmoldhauses weithin Beachtung und berechnigte Anerkennung ausgelöst.

Der Peter Haag-Preis ist nicht etwa ein «Preis für Fachwerk-Häuser». Das zeigen die beiden Objekte, die 1979 mit der Plakette des Peter Haag-Preises ausgezeichnet worden sind: In Wangen im Allgäu hat die Familie Kiesel-Sigerist mit den Architekten Gabler, Morlock und Seitz das Haus Herrenstraße 15 auf beispielhafte Weise erneuert und für die

Zwecke eines modernen Wohn- und Geschäftshauses hergerichtet. *Dieses Haus gehört zu den zahlreichen markanten Bürgerhäusern, in denen sich Rang, Reichtum und weitgespannte Beziehungen der ehemals freien Reichsstadt widerspiegeln. Bei der Wiederherstellung wurde in vorbildlicher Weise diese Beziehung des Hauses zum Gesamtbild der Stadt berücksichtigt; zugleich wurde ein Beispiel gegeben durch die umfassende Art der Erneuerung, die gleiches Aufmerken dem Ganzen zuwandte wie den Details, der Vorder- wie der Rückfront, den Fassaden wie den Innenräumen.*

In Tailfingen (Albstadt) schließlich galt die Auszeichnung dem von der Erbgemeinschaft der Familien Conzelmann wiederhergestellten Fabrikgebäude Goethestraße 20. Dieses Gebäude wurde 1910 errichtet, *es ist ein hervorragendes Beispiel für die Industrie-Architektur des beginnenden 20. Jahrhunderts. Dieser Charakter des Gebäudes wurde bei der Erneuerung sorgfältig gewahrt. Die Besitzer verzichteten auf jede «Modernisierung» und setzten damit einen für Geschichte und Stadtbild Tailfingens bedeutsamen Akzent, der als Beispiel wirken sollte für seine Umgebung – und darüber hinaus.*

Auf den hier folgenden Seiten stellen wir in den Abbildungen die den Text der Festrede von August Gebeßler begleiten, die ausgezeichneten Gebäude vor: Das Haus bei der Kelter 3 in Bietigheim auf den Seiten 11 – 15 (Fotos: Manfred Storck), das Haus Sigerist in Wangen auf den Seiten 17/18 (Fotos: Rupert Leser) und das Fabrikgebäude in Tailfingen auf den Seiten 20/21 (Fotos: Helmut Rominger).



Vorbemerkung der Redaktion: Die Satzung des Peter Haag-Preises schreibt vor, daß bei der Überreichung des Preises ein Vortrag gehalten werden soll über grundsätzliche Fragen der Denkmalpflege. Damit soll bewirkt werden, daß die in der Praxis erbrachte Leistung von Hauseigentümern und Architekten immer auch von der Theorie begleitet wird, vom Nachdenken über die Grundlagen der Denkmalpflege – und damit immer zugleich auch über deren künftige Aufgaben.

Bei der Verleihung des Peter Haag-Preises 1979 wurde die Festrede vom Präsidenten des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg Dr. August Gebeßler gehalten. Er überbrachte zugleich die Grüße und Glückwünsche der Landesregierung (und des für die Denkmalpflege zuständigen Innenministers) von Baden-Württemberg und stellte dann seinen grundsätzlichen Ausführungen noch Anmerkungen zum Peter Haag-Preis 1979 aus der Sicht des amtlichen Denkmalpflegers voran:

Den neuen Trägern des Peter Haag-Preises möchte ich hier nun auch seitens der Landesdenkmalpflege die Gratulation aussprechen, den Respekt, und – wenn Sie es von mir so entgegennehmen wollen – die Anerkennung.

Ich muß hier nun zwar ganz offen und ungeschützt eingestehen, daß ich bislang noch keine Gelegenheit hatte, zu den fertiggestellten Denkmalobjekten in Bietigheim, in Albstadt-Tailfingen und in Wangen selbst hinzugehen und zu schauen. Das hat aber ganz schlicht nur mit einem Terminkalender zu tun, der insofern denkmalfeindlich ist, als er zwar so ziemlich alles vorschreibt, was man sich denken kann, aber keine Muße mehr zum Denkmalbesuch vor Ort. Ich habe mir aber von Kollegen sagen lassen, daß es in allen drei Fällen um Leistungen geht, die hervorragend waren im Zusammenspiel zwischen engagierten Denkmaleigentümern und zuständigen Konservatoren, – die überdies aber auch erfreulich waren im persönlichen Klima der Abwicklung (und das ist nun einmal nicht immer der Fall in unserer Praxis). Das heißt: wir können hier das Überlegte der Wahl nur bestätigen, die der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND bei der Vergabe des Peter Haag-Preises wieder einmal getroffen hat.

Da mag nun der eine oder andere, der im Gewerbe der Denkmalpflege nicht so ganz sattelfest ist, fragen, worauf es denn eigentlich ankommt, um in Sachen Denkmalpflege eine Preiswürdigkeit zu erreichen. Oder: was es mit besonderen Denkmalpreisen überhaupt auf sich hat in einer Zeit, die nicht nur alle gesellschaftspolitischen Sorgenbereiche, sondern auch die Unternehmung Denkmalpflege doch längst eingespeist hat in einen Apparat von Regelungen, von Gesetzen und Richtlinien. Hier kann

doch in der Denkmalpraxis eigentlich weder etwas besonders Schlechtes noch etwas besonders Gutes passieren, – nichts Außerordentliches also, sondern höchstens doch nur Richtiges. Im Grunde ist doch fast alles geregelt –, angefangen von einem hervorragenden demokratischen Denkmalschutzgesetz und von den denkmalfreundlichen Vorschriften des Baurechtes, bis hin dann zu den neuen Denkmälerlisten, die zwar kurz, aber doch präzise Auskunft geben darüber, was hierzulande als Denkmal gilt (auch wenn nicht jeder gerade begeistert ist über diese Auskunft); und nicht zuletzt eine gut eingefahrene Zuschußpraxis, deren Prozentregelungen schließlich exakt sind, so vollkommen exakt freilich auch wieder, daß sie manchmal nur schwer in Einklang zu bringen sind mit den gänzlich ungenormten Nöten unserer Baudenkmäler.

Und selbst wenn es zum Abbruch kommt, dann kann man davon ausgehen, daß die Schutzbehörde die gegensätzlichen Interessen vorher sauber abgewogen und dann erst entschieden hat. Ein korrekter Verlust also.

Und gerade gegen dieses Mechanische sträubt sich etwas, d. h. ich möchte hier mit allem Nachdruck doch auch eine andere Erfahrung deutlich ins Feld führen, – die feste Erfahrung nämlich, daß Denkmäler auch heute noch, d. h. trotz Denkmalschutzgesetz, trotz Zuschußchancen usw. letztendlich nur dort erhalten und nur dort langfristig gesichert werden, wo man sie auch erhalten will.

Dieses Wollen, diese Bereitschaft setzt natürlich etwas voraus, nämlich eine bestimmte Werteinstellung zu den Denkmälern, – früher hieß es Begeisterung für die vaterländischen Altertümer oder Heimatliebe und Geschichtsverständnis, – heute nennt man das Denkmalbewußtsein.

Wie so etwas zu erreichen ist, darüber gibt es sicher einige richtige Hinweise, die aber alle etwas grundsätzlich und wenig spontan sind, – die einen fordern mehr Geschichtsunterricht, die anderen mehr Öffentlichkeitsarbeit der Denkmalpflege, mehr Bürgerbeteiligung am interdisziplinären Planungsprozeß und so weiter.

Ich bin hier vielmehr der Auffassung, daß der beste Partner der Denkmalpflege noch immer das Beispiel ist, die beispielhafte Instandsetzung und damit der Beweis, daß selbst rettungslos Altes wieder auf die Beine gestellt und zum persönlichen Gewinn werden kann.

Historische Häuser haben bekanntlich ja vor allem

einen Nachteil: sie werden sich häufig dort selbst zur größten Gefahr, wo die romantische Alterung umgeschlagen ist in Verwahrlosung, in Substanzverfall, in Unansehnlichkeit und optische Totalentwertung. Und noch etwas: wir haben diese historischen Hauslandschaften allzu bereitwillig und allzu oft gewissen sozialen Randgruppen überlassen, und wundern uns nun über das Aussehen so mancher Häuser.

Dabei muß man allerdings auch eines ganz offen sagen: Diese Randgruppen haben sich für so manche Altstadt Häuser über Jahre und Jahrzehnte hinweg sozusagen als «Schlepper» erwiesen. Nur nebenbei gesagt: wie viele historische Altstadt Häuser stehen heute nur deswegen noch und können inzwischen wieder als humane Schaustücke einer gelungenen Altstadtsanierung vorgewiesen werden, nur weil sich eine vielleicht wenig respektable Bewohner-schicht seinerzeit verbissen gegen die Umquartierung gestemmt und damit Spekulationen auf Abbruch und mietteueren Neubau – heute nennt man das «Aufwertung» – verhindert hat.

Was ich hier sagen will, ist dies: Die Baudenkmalsorte, um die es hier geht, nämlich die pflegebedürftige

Hauslandschaft, ist vom Aussehen her zumeist so mies, daß der Eigentümer hier weder einen besonderen Wert erkennen kann noch eine realistische Chance, um von sich aus, blind also, in das Abenteuer einer Sanierung einzusteigen.

Was wir hier brauchen, das sind nicht vorrangig kunsthistorische Daten und Überredungsstrategie, sondern ganz einfach Beispiele, Verweismöglichkeiten also auf schwierige, aber gelungene Erneuerungsfälle, auf Ergebnisse, die konkret veranschaulichen, daß es sich letztendlich doch lohnt, besondere Mühen und Kosten in Kauf zu nehmen – und von mir aus auch die bekannten Schwierigkeiten mit dem Denkmalamt.

Erlauben Sie daher, daß ich in den hier ausgezeichneten Leistungen und in der Preiswürdigkeit nicht nur das hervorragende Ergebnis sehe, sondern auch den Mut zum Beispielhaften, zum Beispielhaften auch darin, wie man Schwierigkeiten auf sich genommen hat und wie man (zunächst noch gar nicht sicher im Erfolg) trotzdem eine emotionale Zuwendung an das Denkmal geleistet hat.

Hier liegt für mich dann auch die Verbindung zu PETER HAAG, der oft genug in schwierigster, ja



manchmal aussichtsloser Position den Denkmälern und ihren Menschen beigestanden hat und auch darin für uns beispielhaft, ja vorbildhaft geworden ist.

Ich darf nun zu den aktuellen Fragen der Denkmalpflege kommen. Dabei möchte ich kurz nur drei Aspekte ansprechen: Einmal das Gerede vom überzogenen Denkmalschutz, dann ein Stück positiver Altstadtpraxis; und schließlich etwas zum landespolitischen Stellenwert der heutigen Denkmalpflege.

Zum ersten also: Das Gerede vom überzogenen Denkmalschutz.

Gemeint ist damit wohl zweierlei: Einmal das scheinbar Maßlose, das quantitativ Maßlose unserer neuen Denkmallisten; und zum andern die Praxis des Konservators, der sich heute scheinbar um alles, aber auch um alles und jedes Alte kümmert.

Konkret sieht das dann etwa so aus, daß beispielsweise namhafte Architekten die Frage stellen, wo es denn vor lauter übertriebenem Denkmalschutz überhaupt noch Freiraum für eine schöpferische Gegenwart gibt.

Und auf der politischen Ebene sieht der neueste Beleg in dieser Sache so aus, daß Kandidaten der Kreis-tagswahl damit ihre Persönlichkeit vorstellen, daß sie auf Wahlzetteln den übertriebenen und diktatorischen Denkmalschützern den Krieg erklären.

Was ist nun in Wirklichkeit überzogener Denkmalschutz? Wie sieht das aus in Zahlen?

Nehmen wir zum Beleg nur das Beispiel Stadt Ludwigsburg. Ich könnte genauso gut Murrhardt oder Ravensburg benennen. Aber für Ludwigsburg ist die Denkmalliste eben erst fertig geworden. Der Stadtbezirk Ludwigsburg umfaßt, wenn ich richtig informiert bin, ca. 13000 Gebäudeeinheiten (einschl. Marstall-Center!); davon sind 650 Objekte in unserer neuen Liste verzeichnet, – 5% also.

So etwa ist auch in anderen Regionen das Zahlenverhältnis zwischen Denkmalgebäuden und der übrigen Gebäudelandschaft. Und trotzdem bleibt das Gerede von der Denkmalinflation!

Was daran nun vor allem nachdenklich stimmt, das ist nicht etwa ein gelegentliches Bürgermotzen gegen Denkmalpflege, sondern die politische Forderung, daß man nur «wichtige» und «wesentliche» Altbauten als Denkmal gelten lassen soll, also nur dasjenige, was so etwa ab Fachwerkschönheit und ab barockem Rathaus in der Wertskala aufwärts liegt.

Zudem hat man schließlich auch etwas gehört von landespolitischer Bürgernähe; und gerade damit ist doch ein Zuviel an Denkmälern und ein Zuviel an

Bürgerkummer ja wohl nicht gut in Einklang zu bringen.

Nachdenklichkeit ist hier nun deswegen am Platz, weil solche Auffassungen in der Konsequenz bedeuten müßten, daß genau dasjenige an historischem Hausbestand wieder zum Freiwild werden müßte, was man in den letzten Jahren und spätestens in der Folge des Denkmalschutzjahres 1975 als den eigentlichen Grundbestand der vielzitierten Altstädte erkannt hat. Wobei man vielleicht der Klarheit halber hinzufügen müßte, daß die Forderung zumindest nach Beachtung auch des einfachen historischen Hausbestandes ja nicht eine Erfindung arbeitshungriger Konservatoren gewesen ist.

Schließlich waren es zuerst breite Teile der Öffentlichkeit, die in den letzten Jahren spontan aufgetreten sind gegen einen weithin ungesteuerten Neubauprozess, der nicht nur jedes früher natürliche Gleichgewicht zwischen Bewahren und Erneuern aus dem Lot gebracht hatte, sondern im Gefolge eben auch die bedrohliche Dezimierung eines historisch geprägten Umfeldes bewirkte, das offensichtlich als unverzichtbar empfunden wurde.

Ich glaube, man muß hier eines ganz nüchtern sehen: wenn der einzelne Bürger heute kritische Nachfrage hält, was es denn von der Denkmalpflege her auf sich habe mit seinem einfachen und doch gar nicht besonderen Haus, so besteht diese Nachfrage rechtens. Wir, die Kunsthistoriker und Denkmalpfleger, haben doch Jahrzehnte hindurch kilometerweise Fachliteratur produziert nur über Kunstdenkmäler, aber noch kaum etwas an Schriften, die für den Laien nachlesenswert wären, etwa über Altstadt Häuser und über ihre Bedeutung als ein Stück Stadtgeschichte und Stadtpersönlichkeit. Und die gegenwärtigen Denkmallisten, die bekanntlich enorm rasch zu bearbeiten sind, glänzen zwangsweise auch nur durch abstrakte Kürze, ganz abgesehen davon, daß sie in dieser Stenogrammmhaftigkeit aussehen wie bessere Haushaltsverzeichnisse.

Dies alles ist um so mehr zu bedenken, als sich die bescheidenen altstädtischen Hausgestalten (ganz im Gegensatz zu den kunsthistorischen Sehenswürdigkeiten) bekanntlich nicht selbst erklären können in ihrem Denkmalwert.

Kurzum: Hier steht die Denkmalpflege in einem unerhört wichtigen Informations- und Publikationsdefizit.

Was es dann überdies mit «wesentlichen» oder «unwesentlichen» Denkmälern auf sich hat, dazu dürfte ein Fingerzeig nach Plochingen genügen: Das bekannte Altrathaus, das dem Verkehrsausbau seinerzeit im Weg stand, war für den Laien doch ein nichtssagender, vergrauter und eben unwichtiger



Altbau, – von Erhalten also im Grunde keine Rede. Zwei Jahre später, inzwischen wieder herausgeputzt zum prächtigen Fachwerkhaus, wurde dieses Haus der Mittelpunkt eines Stadtfestes, und heute ist es ein Aushängeschild!

Bei der Forderung nach mehr Bürgernähe – d. h. nach weniger Denkmälern – frage ich mich allerdings, ob damit der aktuellen landespolitischen Zuwendung an den Bürger wirklich ein guter Dienst erwiesen wird und ob das sogenannte Wohl des Bürgers hier nicht als ein allzu biegsames Instrument benützt wird.

Nach meiner Auffassung stützt sich das sog. Wohl des Bürgers auch im Denkmalsbereich immer noch auf zweierlei: nämlich auf Eigennutz und auf Gemeinnutz. Was der Einzelne, was der einzelne Bau-träger überwiegend als sein eigenes Wohl ansieht, das kann man täglich herauslesen aus den Anträgen auf Abbruch, Umbau usw., die natürlich begründet und als solche ja auch rechtens sind. Daneben hat aber eben eine sog. Öffentlichkeit in den letzten Jah-

ren doch unmißverständlich Einspruch erhoben gegen den ungesteuerten Abbruch im historischen Hausbestand, d. h. sie hat – kurz gesagt – einen Anspruch erhoben auf ein geschichtlich geprägtes Umfeld, – auf das Grundrecht des Menschen auf Geschichte.

Es ist einfach schlichtweg falsch, schon in der bloß listenmäßigen Feststellung einer Denkmaleigenschaft auch gleich eine totale Veränderungssperre und museale Festschreibung zu vermuten. Der Stempel «denkmalwürdig» bedeutet Überprüfung und Abwägung, wenn etwas verändert werden soll, – Abwägung eben auch im Sinne des öffentlichen Interesses. Wer in der heutigen Denkmalauseinandersetzung aber schon die nachrichtliche Listeneintragung behindert und damit dem Allgemeininteresse am Denkmal das Anhörungsrecht verweigert, der kommt in der sog. Bürgernähe zunächst sicher rasch voran, er leistet aber dem Bürgerwohl damit letztlich einen Bärendienst.

Ich könnte es auch anders sagen, nämlich: daß man



über einen überzogenen Denkmalschutz bekanntlich immerhin noch reden kann, über demolierte Denkmäler aber eben nicht mehr.

Ein zweiter, ganz gegenteiliger Aspekt: das sind neue Erfahrungen aus der Stadtdenkmalspflege.

Hier möchte ich kurz und beispielhaft nur einen Vorgang registrieren, – einerseits als eine gerne er-

wiesene Reverenz an den genius loci, andererseits aber ganz generell als ein mögliches Indiz für einen neuerlichen und unverkennbaren Wandel in der praktischen Auseinandersetzung mit Altstadt und mit Denkmalbereichen. Ein beachtlicher Indizfall deswegen, weil er eine positive Alternative zu den neuerdings doch recht bedenklich ausufernden Methoden der sog. Altstadterneuerung bedeutet. Was



bedenklich geworden ist an dieser Praxis, das könnte man verkürzt so umschreiben: im Grunde ist heute alles machbar, – es geht jetzt eigentlich alles recht schadlos. Kaum mehr etwas von früheren Sorgen. Frühere Probleme, – das war doch vor allem die Sache mit den Architekten, die bald 30 Jahre hindurch im ehrlichen Zeitgeist und einigermaßen lieblos ihre Betonkisten in die historischen Ortsbereiche gesetzt und damit das Thema Altstadt erstmals als Problem aufgeworfen hatten.

Heute ist das schon ganz anders. Es werden zwar auch weiterhin Lücken in die Altstadt geschlagen, – in den originalen Hausbestand und genauso in das empfindliche Straßengefüge –, aber man bringt es dann auch wieder etwa so hin, oder – wie es auf der Stuttgarter Stadtgestaltungstagung gesagt wurde: wir arbeiten heute «gestalterisch ausgewogen». Die Methoden haben sich überdies auch bereits bewährt: Da ist einmal der Garantieschein der Ortsbausatzung, die an sich so wichtig wäre als Orientierung für die Architekten, die aber eifrig mißbraucht wird, um ein ästhetisch abgesichertes Austauschen von «Historisch» und «Neu», also Abbruch und Neubau durchzubringen bei der Denkmalpflege. Und nicht nur dies: Die neue Ortssatzung, wie nun auch in Esslingen, ermöglicht laut Vorspruch jetzt *Neubauten in der Altstadt, die nicht zu einem Verlust, sondern zu einer Steigerung des Stadtbildes führen.*

Steigerung des Altstadtdenkmals also, d. h. Verbesserung dort, wo die Geschichte es sich erlaubt hat, unsere Vorstellung von Gestaltharmonie und Denkmalschönheit zu übersehen.

Oder dann der Garantieschein des Planerkunstgriffs, der mit einigem Geschick gleich beides unter einen Hut bringt, Gegenwart und Vergangenheit, Denkmalfassaden und dahinter eine hochrentierliche Nutzung.

Das wäre dann beispielsweise der Konzern-Neubau, der in Stuttgart an der Charlottenstraße eben errichtet wird an der Stelle von Gründerzeitbauten. Vom Maßstab her ist das Ganze gar nicht mehr so aufregend, man weiß, was sich heute gehört. Außerdem war vor vier Jahren auch mal die Denkmalpflege beteiligt; und so werden dem Funktionsmonolithen auch zwei der besseren Gründerzeitfassaden wieder vorgesetzt. Das Ganze ist aber langfristig doch so etwas wie die Formschönheit einer Zeitbombe, denn es ist eigentlich abzusehen, daß sich in diesem Gründerzeitviertel künftig nur mehr Geschäft und bloße Rentierlichkeit breit machen, d. h. daß auch die noch verbliebene Bewohnerschicht langfristig mit den gestiegenen Mieten eines Tages nicht mehr fertig wird. Die Folgen sind bekannt. Und noch ein anderer, dritter Garantieschein für

eine substantiell zwar zerstörte, aber gestalterisch immer noch einwandfreie Altstadt, – das ist die kommunale Stadtbildbewußtheit. D. h. im Beispiel: die Straßenverbreiterung in der nordwürttembergischen Kreisstadt ist natürlich unerlässlich; man braucht auch noch die Linksabbiegespur. Das Kulturdenkmal an der Straßenecke steht zwar im Wege, ein respektabler Altbau, noch dazu in einer Torsituation, aber man wird ihn selbstverständlich wiedererrichten, zehn Meter zwar weiter zurück, also ein Einbruch in die Stadtstruktur, aber die Gestalt wird wie früher.

Warum ich diese Beispiele erwähne (und es sind nicht nur Einzelfälle!)? Ich habe Sorge, daß wir auf dieser Stadtgestaltwelle erneut wieder in eine Abbruchserie hineinschlittern, wobei die Abbrüche der 60er Jahre wenigstens noch eines für sich hatten: man hat es an den Neubauten wenigstens nicht übersehen können, was da im Gange war.

In Bietigheim ist dagegen eines zum positiven Indiz geworden: nämlich die Art der Weichenstellung für die Neuordnung des großen Marktplatzes vor dem Rathaus. Sie kennen sicher die Fakten: 1920 ein Brand, der die Häuserzeile auslöschte, die den Platz vor dem Rathaus eingegrenzt und das Rathaus selbst in seinem dominanten Stellenwert gefaßt, ja unterstrichen hatte. 60 Jahre danach nun die Frage: Soll bzw. kann man diese einstige stadtstrukturell so wichtige Häuserzeile wiederaufbauen? Nach 60 Jahren, in denen eine Bürgerschaft den heutigen großen Marktplatz, (den viel zu großen Platz) angenommen hat, auch in seiner städtebaulichen Unordnung.

Ich möchte aus diesem Vorgang viererlei als beachtlich, ja als beispielhaft herausstellen:

Erstens die Tatsache eines Wettbewerbs, wobei die Stadtspitze trotz absehbarem Konflikt mit der Bürgerschaft die Wiederbebauung der Häuserzeile ganz bewußt nicht ausschloß, – als Chance, um eine entscheidende platzräumliche Qualität dieser Stadtpersönlichkeit wieder in Ordnung zu bringen.

Zweitens: Ausgerechnet eine als «modern» geltende Planergruppe lieferte den ersten Preis, nämlich den Plan für eine Wiederbebauung, – und nicht etwa ein biederer Landbaumeister mit der Ortsbausatzung in der Hand.

Drittens: Die Bürgerschaft diskutiert diesen Plan, kritisch zwar, aber durchaus mit dem Wissen, daß es hier um die Stadtpersönlichkeit geht und nicht bloß um die Verteidigung eines großen Freiraumes nach Art der gängigen Licht-Luft-Sonnen-Ideologie.

Und viertens: Alle Beteiligten – Architekten wie Stadtverwaltung – waren sich darin einig, daß es das Schwierigste dieser Aufgabe sein wird, Häuser



dorthin zu bauen, die kein Abklatsch des Alten sind, – die Qualität sein werden, aber keine Seriennummer aus dem Musterbuch für alemannisches Fachwerk. Das Ganze ist also getragen von der Einsicht, daß historische Häuser, wenn sie einmal gefallen

sind, letztlich etwas Unersetzliches darstellen. Und noch etwas: Die Stadt will sich auch im neuen Ersatzbau eine ihrer Grundqualitäten erhalten: die anschauliche Ablesbarkeit von Geschichte – und also auch von Gegenwart. Gegenwart ist nicht nur Be-

ton, Stahl und Glas. Es gibt heute auch wieder andere Neubaubeispiele, denen es gelingt, einen vorhandenen Althausbestand verträglich fortzuschreiben, ohne gleich in ein billiges Mitsingen zu verfallen.

Nachdem es hier und heute um Beispiele geht, schien mir dies hier zumindest anmerkwürdig. Ich glaube auch, daß ich nicht allein bin, wenn – an die Stadt gerichtet – hier der Wunsch nach einem Gelingen dieser Wiederbebauung ausgesprochen wird.

Zum dritten nun noch eine Anmerkung zum landespolitischen Stellenwert der Denkmalpflege.

Damit es nun keine Mißverständnisse gibt: Es geht hier nicht um eine Art Pflichtübung, bei der die neuen und bekanntermaßen hohen Zuwendungen

der Landesregierung für den Sektor Denkmalpflege vorgeführt werden sollen.

Überdies dürften die Fakten dieser landespolitischen Aktivität gerade in dieser Runde ja hinlänglich bekannt sein. Ich erinnere daher nur an die wichtigsten Stichworte: Aktuelles Schwerpunktprogramm Denkmalpflege, mit 120 Millionen für 120 ganz besonders gefährdete Denkmäler. Mittelfristiges 50-Millionen-Programm für Denkmalpflege in der Stadtsanierung. Überhaupt: Neuorientierung der Städtebaupolitik des Landes, einschließlich Dorfentwicklung, – wonach die erhaltende Erneuerung Vorrang hat vor Abbruch und Neubau. Mehr Planstellen auch für das Landesdenkmalamt.

Und nicht nur Programme, sondern auch ganz konkrete Denkmalschutzentscheidungen: Egal, ob ich



dazu als Beleg nun den Kabinettsbeschluß für die Erhaltung der Polizeidirektion in Baden-Baden zitierte oder die Entscheidung des Regierungspräsidenten zugunsten der Pfarrscheuer in Neidlingen. Kurzum: wir registrieren bei der politischen Verantwortung positive Maßgaben in Richtung Denkmalpflege, die in der Bundesrepublik eigentlich ziemlich einsam dastehen.

An dieser Situation stimmt lediglich eines nachdenklich: sie wird von vielen registriert unter der Schlagzeile von einer hochgeschwemmten Denkmalkonjunktur, von einer einmaligen, aber wohl auch nur momentanen Denkmalwelle, die als Mode genauso wieder verschwinden wird, wie sie hochgekommen ist.

Einmal mehr fragt es sich, wo diese Auffassung, bzw. richtiger: wo dieser gravierende Irrtum seine Wurzeln hat. Ist es eine Erwartung, die das vermutete Abklingen etwa mit einem frohen Architektenblick in die Zukunft verbindet, – um endlich wieder Raum zu gewinnen für «zeitehrliche», rücksichtslose Kreativität? Oder ist es ein «Hand-vor-die-Augen» gegenüber dem, was sich tatsächlich tut? Denn die eigentliche Ursache für diese Aktivitäten bzw. für eine heutige Denkmalpflege sozusagen «in allen Gassen» hat doch weder mit Nostalgie noch mit politisch geschicktem Eingehen auf einen Trend zu tun (wie es vielleicht noch im Werbejahr 1975 hätte sein können); sie liegt vielmehr in einer tiefgreifenden, gesellschaftspolitisch und technisch begründeten Umbruchsituation, die in diesen Jahrzehnten nahezu alle Lebensbereiche erfaßt hat, und damit auch die Welt der Denkmäler.

Daß sich die Wohn- und Nutzungsansprüche teilweise grundsätzlich verändert haben und daß deswegen eine ganze Serie von Althäusern – will man sie erhalten – im Inneren nahezu umgekrempelt werden muß, das ist dabei nur eine Seite der Medaille. Die Nutzungsfrage hat auch so manche Denkmäler in der Dreisternchenkategorie inzwischen zum Treibgut abgestempelt. Selbst alte Kirchen werden zur Erhaltungsfrage, – in Kernstadtgebieten werden sie leer und zum Abbruchproblem, in Stadtrandgebieten wiederum zu klein und damit zum Erweiterungsproblem. Ganz abgesehen von den gewandelten Erfordernissen einer heutigen Liturgie.

Oder die Ansprüche des Straßenverkehrs, dem man eben noch ein paar Inseln abgewinnt, die dann stolz auf der Habenseite gebucht und gefeiert werden als Fußgängerzonen. In den Sanierungsgebieten läuft immer noch das sog. Durchbauen, bei dem dann zumeist kein alter Balken ohne den «Touch» des Neuen bleibt. Oder der Auszug der Landwirtschaft aus den Dörfern, in denen dann die historischen

Gebäude zurückbleiben, entweder als Althausleichen oder als pflegeleicht aufgeputzte Pendlerwohnungen mit vorstädtisch sauberen Gartenzäunen, mit Asbestzementverkleidung und blinden Ganzscheibenfenstern.

Und nicht viel anders ist es im Bereich der Bodendenkmalpflege, die natürlich mit dem spektakulären Hochdorf-Fund für viele offenbar in den Bereich der Schatzgräberei geraten ist und weithin angesiedelt erscheint in der attraktiven Nähe von Pharaonen und von Däniken. Die Wirklichkeit hat aber auch hier herzlich wenig zu tun mit wissenschaftlicher Lustgrabung. Die Bodendenkmalpflege ist vielmehr täglich konfrontiert mit den Auswirkungen der Flurbereinigung oder des Straßenbaues; und täglich steht sie unter Beweispflicht, weil sie in frisch ausgewiesenen Neubaugebieten schon wieder ein paar Bauparzellen verzögert, nur – wie es kopfschüttelnd heißt –, nur weil da ein paar Bodenschichten verfärbt erscheinen und weil einige simple Römerscherben wichtig genommen werden wie Kaiserurkunden.

Das sind in groben Umrissen die eigentlichen Realitäten. Nahezu jede Planung, jede Raum- und Bauleitplanung läuft heute nicht nur als Formsache über das Denkmalamt, sondern bringt beinahe in jedem Fall auch Berührung mit historischem Bestand.

Oder das Ganze auf eine Kurzformel gebracht: wir verzeichnen derzeit den wohl größten Denkmälerumtrieb, den es je gegeben hat. Es ist also nicht ein Trend, der die Denkmalpflege hochgeschwemmt hat. Sie steht vielmehr in diesen Jahrzehnten in einer Herausforderung, wie sie noch nie dagewesen ist, weder im Umfang noch in der Intensität.

Daneben bedeutet es dann doch eigentlich gar nichts, wenn einiges im Zusammenhang der Denkmalpflege Mode geworden ist, wenn die sogenannten Trittbrettfahrer auch weiterhin die Denkmäler vereinnahmen als Tourismuseffekt, wenn sie es bloß schick finden, in Altbauten zu wohnen, und in den Denkmälern nicht mehr sehen als eine humane und ästhetische Alternative zur heutigen technischen Bauproduktion, die sie eben unbehaglich finden. Begleiterscheinungen wie diese hat es allerdings schon immer gegeben in der Denkmalpflege; man wird sie zur Kenntnis nehmen und dann aber auch abheften unter jenem Großthema Nostalgie, das bekanntlich noch nie eine tragfähige Basis gewesen ist für eine gegenwartsbewußte Auseinandersetzung mit Geschichte.

Was uns in der Sache eigentlich bewegt, das ist die heute geforderte Leistungsfähigkeit der Denkmalpflege, – sei es in personeller Hinsicht oder sei es in der finanziellen Ausstattung.





Es ist bekanntlich eine feste Erfahrung, wonach jedes Land diejenige Denkmalpflege besitzt, die es bereit ist sich zu leisten. Das heißt: was darf es also kosten, den Bürgern dieses Landes ein historisch geprägtes Umfeld zu erhalten als eine Möglichkeit zur Erfahrung und zur Orientierung an Geschichte?

Die Landesregierung hat in dieser meines Erachtens existentiellen Frage mit den vorhin schon genannten Fakten eine erste und wohl auch entscheidende Weichenstellung getroffen.

Ich gehe davon aus, und ich muß davon ausgehen dürfen, daß diese Einschätzung des Denkmalpflegerischen auch künftig ein tragender Stellenwert in der Landespolitik bleibt.

Nur: Über eines sollte man sich nicht hinwegtäuschen, und ich habe es hier schon anklingen lassen: Denkmalerhaltung ist nicht nur ein *Grundbedürfnis* der Öffentlichkeit, sondern auch eine ihrer *Grundpflichten*. Denkmalerhaltung ist also nicht eine Sa-

che, die man im Engagement wie im Finanziellen allein einem momentanen Unterstützungsstaat anheimgeben kann, so wie dies heute üblich geworden ist mit den aktuellen Fürsorgeansprüchen, mit Kindergeld etwa, bis hin zur Absicherung des Agrarmarktes.

Was Denkmäler weit über das Finanzielle hinaus brauchen, ist emotionale Zuwendung. Denn diejenigen Denkmalbereiche, die hier angesprochen wurden, sind nicht deswegen unverzichtbar, weil sie zu allererst vielleicht etwas Schönes und Kostbares darstellen, sondern weil sie Identität und letztendlich eben Heimat stiften.

Und genau in dieser Zielrichtung registrieren wir heute das Wirken des SCHWABISCHEN HEIMATBUNDES, – ein Wirken ohne politisches Kalkulieren, aber unbestreitbar mit landespolitischem Effekt, – völlig uneigennützig, aber unerhört intensiv. Und ich meine, das sollte man auch in dieser Stunde zumindest dankbar vermerken.

Die Hammerschmiede in Satteldorf-Gröningen

Albert Rothmund

Am 23. Oktober 1979 beschloß der Erweiterte Vorstand des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES den Erwerb der Hammerschmiede bei Satteldorf-Gröningen. Damit ist ein wichtiger Schritt zur Erhaltung dieses ungewöhnlich wertvollen Kulturdenkmals getan, das der einheimischen Bevölkerung schon lange bekannt und Ziel vieler Wanderungen ist.

Die Hammerschmiede liegt etwa einen Kilometer westlich von Gröningen im Gronachtal, einem Seitental der Jagst. Diese verläßt bei Crailsheim die letzten Ausläufer des Schwäbisch-Fränkischen Keuperberglandes und tritt in den Muschelkalk der Hohenloher Ebene ein. Das weite Tal verengt sich und verläuft in vielen Windungen, tief in den Muschelkalk eingeschnitten, nach Nordwesten. Dies ist der schönste Teil der Jagst, deren Tal bis Kirchberg nur von wenigen Verkehrswegen durchzogen wird und auch nur an wenigen Stellen besiedelt ist. So hat sich

hier eine abwechslungsreiche, romantisch anmutende und in weiten Teilen unberührte Landschaft erhalten, die 1973 durch Rechtsverordnung des Regierungspräsidiums Nordwürttemberg unter Landschaftsschutz gestellt wurde. Das Landschaftsschutzgebiet erstreckt sich auch auf die Seitentäler der Jagst, neben anderen auf das Tal der Gronach.

Die Hammerschmiede ist ein auf den ersten Anblick wenig ansprechendes, schmuckloses zweigeschossiges Gebäude mit landwirtschaftlichen Nebengebäuden und den Resten eines in den 50er Jahren abgegangenen Turbinenhauses. Die Hausgruppe schmiegt sich unauffällig an den Talhang an und zeigt sich dem Besucher wegen des starken Bewuchses des Gronachtales erst, wenn er sich ihr bis auf geringe Entfernung genähert hat.

An dem Ort des Schmiedegebäudes befand sich im 17. Jahrhundert eine Ölmühle, von deren Existenz

Demnächst in Eigentum und Obhut des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES: Die Hammerschmiede von Satteldorf-Gröningen, abseits und einsam im Tal der Gronach gelegen. Auf dem rechten Bild erkennt man deutlich die Gliederung des Gebäudes nach Funktionen: im Untergeschoß befindet sich die eigentliche Schmiede mit Nebenräumen. Im ersten Obergeschoß Werkstatt- und Wohnräume, und darüber noch einmal Wohnräume.

Alle Fotos zu diesem Aufsatz: Eberhard Weller





bis vor einigen Jahren noch einige Ölfässer zeugten, die in einem Felsenkeller aufbewahrt wurden. Die Mühle wurde um 1800 aus wirtschaftlichen Gründen eingestellt.

Ein junger Schmiedegeselle namens Johann Adam Bäuerlein bewarb sich um die Mühle. Er soll zunächst mit den Worten: «Du krepierst ja doch da drunten» abgewiesen worden sein, hat aber dann doch noch das Areal erwerben können. Am 23. Februar 1804 genehmigte die Königlich Preußische Kriegs- und Domänen-Kammer in Ansbach den Kaufvertrag des Herrn Bäuerlein mit der Gemeinde Gröningen. Die Genehmigungsurkunde hat folgenden Wortlaut:

«Von Gottes Gnaden Friedrich Wilhelm König von Preußen etc. Bei den in Eurem Bericht vom 17. dies. Monats angezeigten Umständen wird zwar der Verkauf eines Stücks Gemeinde Waasens an den Hammerschmid Gesellen Bäuerlein zu Gröningen zu Errichtung einer Hammer Schmidte, für den Kaufschilling von 150 fl rheinisch nebst einem jährlichen Canon zur Gemeindekasse von 30 Kr rheinisch hierdurch genehmigt.»

Noch im gleichen Jahr errichtete Bäuerlein sodann

das heute noch stehende Schmiedegebäude, an dem er eine Tafel mit folgender Inschrift anbrachte:

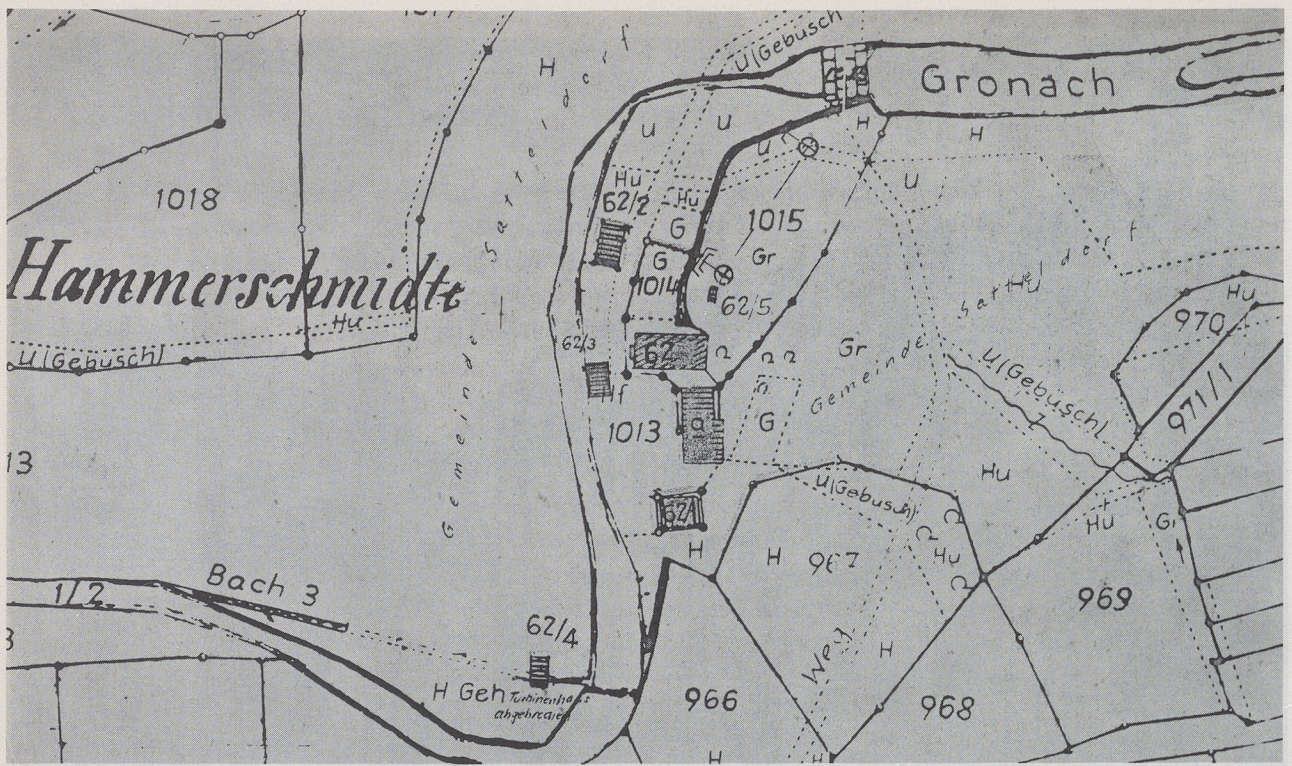
«Mit Gott und vielen Kosten
und Müh hat erbaut

dies Haus J. A. Baeuerlein
und seiner Ehefrau Anna
Maria durch B.M.W.
PH. K. Anno 1804.»

Das Haus hatte damals ein Geschoß weniger als heute. Das Obergeschoß wurde erst 1892 aufgesetzt. Dabei wurde das vorher auf dem Dach befindliche Türmchen mit Glocke und Uhr entfernt. Um diese Zeit wurde wohl auch der heutige Schornstein errichtet. Von dem Neubau berichtet eine auf der Ostseite des Hauses angebrachte Tafel:

«Gott zum Gruß
Erbaut im Jahr 1892 von
Witwe Bäuerlein
mit ihren 2 Söhnen
Karl und Fritz.“

Der Familie Bäuerlein gelang es im Laufe der Jahre, einen gutgehenden Schmiedebetrieb aufzubauen, in dem zeitweise neben dem Meister noch vier bis sechs Gesellen arbeiteten, die in der Regel in dem Schmiedegebäude wohnten. Für den Vertrieb der



Waren war der Meister selber verantwortlich, der seine Produkte in der Umgebung zum Kauf anbot. Die meisten Erzeugnisse wurden jedoch auf Bestellung der Kunden angefertigt. Wegen ihrer guten Qualität – sie wurden zum großen Teil aus hochwertigem Stahl hergestellt (ausgediente Achsen und Federn von Straßenbahnwagen aus Stuttgart sowie abgefahrene Radkränze von Eisenbahnwaggons) – waren die Erzeugnisse aus der Gröninger Hammerschmiede sehr gefragt. Hergestellt wurde Werkzeug für das Handwerk und die Landwirtschaft wie z. B. Äxte und Beile verschiedener Art, Spaten, Schaufeln, Dränschaufeln, Hacken, Keile, Schlegel, Radschuhe, Pflugschare, Heutreter und Heusägen, Spindeln für Bremsen und Hobelbänke und dergleichen mehr. Um die Jahrhundertwende konnte der Inhaber der Hammerschmiede als erster im weiten Umkreis ein Telefon und elektrisches Licht installieren lassen; Strom erzeugte er selber durch einen Generator im Turbinenhaus. Darin zeigt sich seine Aufgeschlossenheit gegenüber technischen Neuerungen; diese Aufgeschlossenheit wird insbesondere auch in der Ausstattung der Schmiede mit Maschinen erkennbar. Das alles trug bei zu der guten wirtschaftlichen Situation des Betriebes.

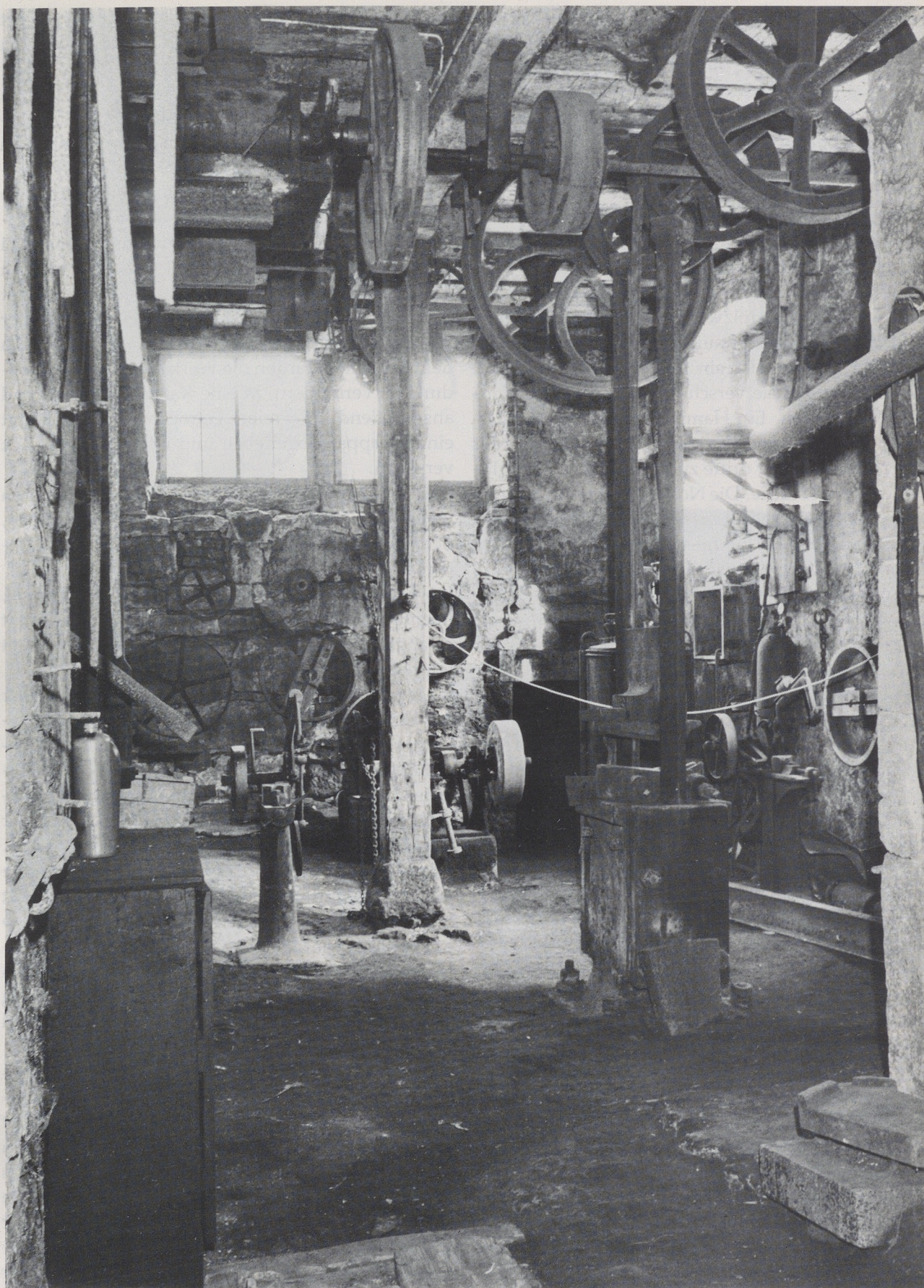
Die Schmiede wurde bis weit in die Zeit der Industrialisierung hinein betrieben. Nach dem Tode des letzten Schmiedemeisters Carl Bäuerlein im Jahr 1937 – damals waren noch drei Schmiedegesellen beschäftigt – wurde der Betrieb von der Witwe bis zum Jahr 1948 weitergeführt. Nach dem 2. Weltkrieg war nur noch ein Geselle in der Schmiede tä-

tig. Einer der letzten, Gottlob Hippelein, der 17 Jahre lang in der Hammerschmiede gearbeitet hat, lebt heute noch in Grönigen.

Zu der Hammerschmiede gehörte eine Landwirtschaft mit vierzig Morgen Land und etwa zehn Morgen Wald. Der Besitzer hielt zwei Pferde und in der Regel zwölf Stück Vieh, einige Schweine, dazu Hühner, Gänse, Enten. In der Landwirtschaft waren zwei Knechte und zwei Mägde beschäftigt. Zur Zeit der Ernte mußten die Schmiedegesellen in der Landwirtschaft aushelfen.

Von den Schmiedegesellen wurde viel verlangt. Gearbeitet wurde von 7–19 Uhr. Pausen gab es nur zur Einnahme der Mahlzeiten (Mittagessen, vormittags und nachmittags jeweils ein Vesper).

Im Hauptgebäude (Haus Nr. 62) ist in dem teilweise freiliegenden Untergeschoß die Schmiedewerkstätte untergebracht, im hochliegenden Erdgeschoß liegen ein weiterer Werkstatttraum, ein Verkaufsraum und – wie auch im gesamten Obergeschoß – Wohnräume. Insgesamt hat das Haus fünfzehn Zimmer. Sehr schön ist das mit einer bemalten Decke versehene Wohnzimmer. Das Gebäude Nr. 62a ist ein noch bis vor wenigen Jahren genutzter Stall mit Scheune aus dem Jahr 1892. Die Häuser Nr. 62/1 und 62/3 sind landwirtschaftliche Schuppen. Das Gebäude Nr. 62/4 (Turbinenhaus) sind nur noch die Fundamente vorhanden. In ihm war eine noch vorhandene Tellerturbine untergebracht, die ein Gebläse antrieb, das den für die beiden Essen erforderlichen Wind erzeugte, der über eine in Teilen noch



1912 wurde neben dem Wasserrad eine Turbine eingebaut. Deren Antriebskraft wurde über Transmissionen auf eine Reihe von Werkzeug- und anderen Maschinen übertragen. Damit ist der Übergang vom ursprünglich ausschließlichen Hammerwerks- und Handwerksbetrieb zu einer frühen Form von Kleinindustrie gekennzeichnet.

vorhandene Blechrohrleitung in die Schmiede geblasen wurde. Das Turbinenhaus enthielt noch einen Generator zur Stromerzeugung, der nachts die zwölf im Hauptgebäude untergebrachten Batterien auflud, sowie zeitweilig einen Schleifstein. Das Gebäude Nr. 62/5 ist ein Backhaus.

Ungewöhnlich reichhaltig ist die Ausstattung der Schmiede selber. Das Kernstück sind die drei schweren Schmiedehämmer (Schwanzhämmer), deren Eisenköpfe ca. fünfzig Zentimeter hoch und ca. dreißig Zentimeter breit sind und bis zu vier Zentner wiegen. Sie wurden von Nocken, die auf einer mächtigen Holzwellen sitzen, hochgedrückt und fielen mit Wucht auf die Ambosse. Für jeden der drei Hämmer ist ein anderer Nockenabstand gewählt, so daß sie verschiedene Schlaggeschwindigkeiten hatten. Ein Hammer diente zur Herstellung der Rohform, der zweite zum Glätten der Oberfläche und der dritte zum Breitklopfen der glühenden Werkstücke. Die Nockenwelle wurde durch ein oberflächliches Wasserrad angetrieben, das von oberhalb der Hammerschmiede aufgestautem Gronachwasser gespeist wurde. Der Wasserzufluß konnte von der Werkstatt aus reguliert werden: Ein Schwimmer im Teich war über einen Draht mit einem Gewicht verbunden, das an Strichen auf der Wand die Stauhöhe des Teiches anzeigte.

Neben dem Hammerwerk gibt es noch verschiedene Fallhämmer und Stanzmaschinen, in denen die glühenden Werkstücke in Rohformen gepreßt wurden. Diese Geräte wurden über eine Transmission von einer neben dem Wasserrad im Jahr 1912 eingebauten Turbine angetrieben. An diese Turbine waren auch die weiteren Geräte (einschließlich der Drehbänke und Bohrmaschinen im Erdgeschoß) angeschlossen sowie landwirtschaftliche Maschinen (Dreschmaschine, Futterschneidmaschine, Schrotmühle, Kreissäge etc.).

Von respektabler Größe sind die beiden Doppelessen, von denen eine unmittelbar an den das Gebäude überragenden Schornstein angeschlossen ist. Sie sind noch mit Kohle gefüllt und in dem Zustand, wie sie der letzte Schmiedegeselle verlassen hat. Zum Schluß wurden jährlich dreihundert Zentner Schmiedekohle (Steinkohle) verbraucht, in früheren Zeiten auch Holzkohle.

In einem Seitenraum sind zwei Schleifsteine aufgebaut, einer davon ist schon stark abgenutzt. An diesen wurden die Rohlinge geschärft und geschliffen. Das geschah für eine größere Zahl von Werkstücken nach ein- bis mehrtägigem Schmieden. Die Schleifsteine wurden von der Turbine angetrieben. Sie wurden vor jedem Schleifen «gespickt», d. h. mit Kerben versehen, um die Wirkung des Schleifens zu

verstärken. Die Männer drückten, auf einer Art Holzbock sitzend, die Rohlinge mit dem eigenen Körpergewicht gegen die Schleifsteine. Diese Arbeit war besonders anstrengend. Binnen zwei Jahren waren die Steine, die beim Einbau einen Durchmesser von annähernd zwei Metern hatten, bis auf einen Rest von ca. dreißig Zentimeter Durchmesser abgeschliffen und dienten dann noch als Lager für Tore an den landwirtschaftlichen Nebengebäuden. Montiert wurden die Schleifsteine mit einem über zwei Meter langen Speziesschlüssel. Löcher in den Schleifsteinen wurden mit Teer ausgefüllt, der mit dem Stein langsam abgetragen wurde, bis der Schleifstein wieder gleichmäßig rund war. Nach dem Schleifen wurden die Werkstücke, um Rostbildung zu verhindern, in eine Kalkbrühe gelegt und anschließend im Freien getrocknet, hernach mit einem Lappen abgerieben und mit farblosem Lack versehen.

Zur Ausstattung der Hammerschmiede gehören weiter ein altes Karbidschweißgerät, Eisensägen, Schneidemaschinen, zahlreiche Zangen aller Größen und Formen und viele Rohlinge.

Ins Erdgeschoß führt eine eiserne Wendeltreppe, über die Meister und Gesellen in die obere Werkstatt gelangten, wo die Werkstücke weiter bearbeitet wurden. Die Treppe trägt die Inschrift: 1892.

Insgesamt stellt die Hammerschmiede ein in seiner Art einmaliges Zeitdokument dar, das den Übergang von der handwerklichen Produktion von geschmiedetem Gerät im 19. Jahrhundert zur halbindustriellen Fertigung im 20. Jahrhundert eindrucksvoll vor Augen führt. Die Entwicklung der Verarbeitungstechnik kann gut abgelesen werden. Das besondere ist jedoch, daß es sich hier um keine museale Anordnung von Maschinen und Gerät handelt, sondern um eine Werkstatt, die genau so erhalten ist, wie sie der letzte Schmiedegeselle verlassen hat. Das veranlaßte das Regierungspräsidium Stuttgart, die Hammerschmiede mit Verfügung vom 16. 6. 1975 unter Denkmalschutz zu stellen und in das Denkmalbuch einzutragen.

Was veranlaßt aber den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND, die Hammerschmiede zu erwerben? Die kulturhistorische Bedeutung der Hammerschmiede ist Fachleuten schon seit langem bekannt. Seit Jahren laufen auch Bemühungen, die Erhaltung dieser in Privatbesitz stehenden Anlage zu sichern und sie der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Die früher erwogenen Absichten, die Hammerschmiede zu einem Schullandheim, zu einer Gaststätte oder einer Jugendherberge umzugestalten, sind längst wieder aufgegeben. Gefahr droht der Hammerschmiede von zwei Seiten: In den 50er Jahren schon wurde ein



Die Zeit scheint mit dem Hammerwerk angehalten worden zu sein. Die Schmiedezeugen hängen noch über der Esse, ein Hammer liegt auf dem Amboß. Nun aber müssen Bau und Gerät vor Rost und Verfall bewahrt werden.



Zwischen den Fenstern erkennt man die Wendeltreppe, die aus der Schmiede zu den oberen Werkstattträumen führt, links die drei schweren Hämmer des Werks.

Teil des Inventars veräußert, insgesamt mehrere Tonnen. Was blieb, ist aber noch so viel und so bedeutend, daß sich die Erhaltung in jedem Fall lohnt. Inzwischen zeigen jedoch die Maschinen, Werkzeuge und Werkstücke starke Rostschäden, die Gebäude weisen immer größere Mängel auf, so daß vieles unwiederbringlich verloren geht, wenn nicht schnell gehandelt wird.

Gefahr droht der Hammerschmiede aber auch von anderer Seite: Vor Jahren wurde die Absicht bekannt, im mittleren Jagsttal und seinen Seitentälern einige große Hochwasserrückhaltebecken zu bauen, von denen eines auch das Gronachtal bis über den Bereich der Hammerschmiede hinaus als Stauraum in Anspruch nehmen würde. Die Pläne wurden auf die von seiten der Naturschutzbehörden und privater Naturschutzverbände vorgebrachten Bedenken hin zurückgestellt. Eine endgültige Entscheidung steht jedoch noch aus.

Die öffentliche Hand kommt aus Gründen, die hier im einzelnen nicht dargelegt werden können, als Erwerber des Areals nicht mehr in Betracht. Um so wichtiger ist es, daß sich der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND bereiterklärt hat, sich um dieses wertvolle Kul-

turdenkmal anzunehmen. Es gehört zu den satzungsmäßigen Aufgaben des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES, *die naturgegebenen und kulturellen Grundlagen unserer Heimat für die Aufgaben der Gegenwart und die Gestaltung der Zukunft wirksam zu machen und dadurch einen sachgerechten und zeitgemäßen Beitrag zur Weiterentwicklung der Gesellschaft und ihrer Umwelt zu leisten.* Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND kann sich sicher nicht um alle verfallenen Kulturdenkmale in seinem Wirkungsbereich auf diese Weise annehmen, in dem vorliegenden besonderen Fall war es geboten. Die Kosten des Grunderwerbs und der Instandsetzung sind hoch, doch ist namhafte Hilfe des Landes, des Landkreises Schwäbisch Hall und der Gemeinde Satteldorf zugesagt. Es sind auch von seiten der privaten Wirtschaft Spenden in Aussicht gestellt. Den verantwortlichen Gremien und Institutionen sei an dieser Stelle herzlich gedankt. Es ist nun zu hoffen, daß die umfangreichen Instandsetzungsarbeiten in angemessener Zeit bewältigt werden können, damit dieses in so schöner Landschaft gelegene technische Kleinod sich bald dem Besucher wieder voll betriebsfähig und in ansprechendem Gewand darbieten kann.

Die Schöpfungsgeschichte sagt, daß Gott, nachdem er die Menschen nach seinem Bilde geschaffen hatte, ihnen den Auftrag gab: *Seid fruchtbar und mehret Euch und füllet die Erde und machet sie Euch untertan.* (1. Mose 1, 28) Und nach dem Sündenfall sprach Gott zu Adam: *Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis daß du wieder zu Erde werdest, davon du genommen bist.* (1. Mose 3, 19)

Beide Sätze spiegeln uralte Erfahrungen der Menschheit. Jahrtausende haben die Menschen, von einer winzigen Oberschicht von Priestern und Herren abgesehen, ihr Brot im Schweiße ihres Angesichts erworben, haben sich vermehrt, sofern nicht Hunger, Seuchen und Kriege sie daran hinderten, und die Erde, die Tiere und die Naturgewalten zu beherrschen gesucht. In mühsamster Arbeit haben sie in der kurzen Spanne, die sie individuell zu überleben vermochten – höchstens 30 Jahre im Durchschnitt in den alten Kulturen und bis tief ins europäische Mittelalter und die afrikanische Neuzeit hinein und wahrscheinlich 20 bis 25 Jahre in vor- und frühgeschichtlicher Zeit – erst Tiere gejagt, dann gezähmt und die Früchte des Bodens, des Meeres und der Flüsse gesammelt, schließlich selbst angebaut und zu verbessern gesucht. Dabei haben sie zu wirtschaften gelernt, d. h. die ihnen zur Verfügung stehenden Subsistenzmittel zweckmäßig einzusetzen, um zu überleben und ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Auf diese Weise haben sie in Billionen winziger Schritte die Welt verändert.

Heute, d. h. in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, scheinen die Ebenbilder Gottes soweit zu sein, daß sie die Erde in der Tat füllen, wie die Bibel gesagt hat, und sie sich untertan gemacht haben. *Wir herrschen über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Getier, das auf Erden kriecht.* (1. Mose 1, 28) Wir sind dabei, den Ursprung des Lebens zu kennen und neues Leben zu schaffen, indem wir Gene miteinander kombinieren. Wir haben die Oberfläche der Erde bis auf Reste erforscht und sind in der Lage, die Erdkruste bis in einige tausend Meter Tiefe zu erforschen und z. T. zu nutzen. Wir können sogar, was in der Schöpfungsgeschichte nicht vorgesehen ist, die Erde verlassen und sie möglicherweise zerstören, zumindest in großen Teilen unbewohnbar machen. Stoßen wir damit an die Grenzen menschlicher Existenz?

In einem Referat zu einem Symposium über Furcht und Vertrauen in die Wissenschaft, das das Aspen-Institut für Humanistische Studien in Berlin kürzlich veranstaltete, hat der Anthropologe der Harvard University John Platt die These aufgestellt, daß wir in diesen Jahrzehnten vor acht evolutionären Sprüngen stehen, von denen einige nicht nur so groß sind wie die ganze bisherige Menschheitsgeschichte, sondern *so groß wie die größten evolutionären Entwicklungen in der ganzen bisherigen Geschichte des Lebens auf der Erde.* Das Zusammenspiel mehrerer Sprünge dieses Ausmaßes innerhalb der Lebensspanne einer Generation mache unsere Epoche singulär, nicht nur im Vergleich mit Millionen, sondern Hunderten von Millionen Jahren. In Erkenntnis dieser Tatsache müßten wir unsere Situation neu bewerten, denn sowohl die unmittelbare wie die langfristige Zukunft werde völlig anders sein als alles, was bisher in der Geschichte der Menschheit geschehen sei.

Seine acht «Sprünge» sind: 1. Die Kontrolle und Veränderung der Gene, ein Prozeß, der in der Natur vermutlich zuerst vor mehr als 3 Mrd. Jahren vorgekommen und unter dem Gesetz der natürlichen Auslese Millionen von Jahren, seit der Domestizierung der Tiere und der Möglichkeit, Pflanzen zu kreuzen, immerhin noch Jahrhunderte gebraucht habe, nun aber über Nacht möglich sei. *Wir sind nun die bewußten Agenten der Evolution geworden,* schreibt Platt. *Und unter der Perspektive der Jahrmillionen oder Milliarden der Zukunft erscheint dies als der große evolutionäre Sprung in der Geschichte des Lebens.*

Den zweiten Sprung tut die Menschheit im Augenblick nach seiner Meinung bei der Umwandlung von Energie, da es möglich erscheint, mit Hilfe von Photozellen die Sonnenenergie direkt in elektrische Energie zu verwandeln. Bisher war die größte Energiequelle der Menschheit das, was die Natur in Millionen von Jahren, beginnend vielleicht vor zwei Milliarden Jahren, durch Photosynthese vorgenommen und aufgespeichert hat. Die Nutzung von Feuer, Kohle und Öl war nur eine effektivere Art, diese Naturkräfte auszuschöpfen; aber sie sind begrenzt, während die direkte Umwandlung von Sonnenenergie in Elektrizität der Menschheit unbegrenzte Energien zur Verfügung stellen würde.

Den dritten Sprung sieht Platt in der Weltraumfahrt. Er vergleicht ihn wie Wernher von Braun mit der Landnahme der Seetiere vor 500 Millionen Jahren. Er glaubt, daß es möglich – und notwendig – sei,

* Dieser Vortrag wurde bei den «Tübinger Tagen 1979» gehalten.

diese Technologie zu nutzen, um den Menschen außerhalb des Erdballs anzusiedeln, und dies hätte weit größere Folgen als die Besiedlung neuer Kontinente je in der Geschichte der Menschheit, ja als die Entwicklung der Pflanzen und Tiere auf der Erde. Der vierte Sprung ist damit verbunden und betrifft unsere Möglichkeit der Fortbewegung. Die Benutzung von Weltraumraketen könne höchstens mit der Erfindung des Rades und des Seeschiffes vor ca. 5000 Jahren verglichen werden. Fünftens hätten wir in der Entwicklung von Werkzeugen und Waffen mit der Automation und der Interkontinentalrakete Sprünge gemacht, die größer seien als die Entwicklung von Geräten und Waffen aus Stein, mit denen die Menschheitsgeschichte sozusagen beginnt. Auch unsere Signal- und Kommunikationstechnik – Radar, Laser, Fernsehen – sei nur mit der Entwicklung der Sehfähigkeit vor 600 Millionen Jahren zu vergleichen. Das ist der sechste «Sprung». Gleichzeitig haben wir uns mit dem Computer eine neue Dimension für Problemlösungen auf allen Lebensgebieten geschaffen, die nur mit der Lösung des Problems des Überlebens durch einen phylogenetischen Mechanismus, der vielleicht vier Milliarden Jahre alt sei, oder mit der Entstehung von lernfähigen Nervensystemen, in denen erfolgreiches Verhalten gespeichert werden konnte, vor ungefähr 600 Millionen Jahren verglichen werden könne («Sprung» Nr. 7). Und schließlich mündeten alle diese «Sprünge» in einen achten, da einige der bisher genannten sich kombinieren ließen durch eine ganz neue Art, die Welt zu verändern. Der erste Veränderungsmechanismus des Lebens war nach Platt die von Darwin entdeckte Selektion durch Überleben der Geeigneteren, der zweite die von Skinner beschriebene Selektion durch Reaktion auf die Umwelt; der dritte die Entwicklung von Sprache und systematischem Denken, das Antizipation und Planung möglich machte und uns heute dazu geführt habe, daß wir die Fähigkeiten besitzen, mit Hilfe der Systemanalyse Großprojekte wie den Bau von Atombomben oder den Weltraumflug mit Hunderttausenden von Mitwirkenden präzise zu organisieren. Dies sei ein kollektiver Denkprozeß zur Schaffung von Zukunft, der vielleicht einen ebenso großen «Sprung» darstelle wie die ursprüngliche Entwicklung des Denkens selbst. Und diese Fähigkeit ermögliche uns, entweder die Umwelt auf dieser Erde für das Weiterbestehen menschlichen Lebens zu zerstören, sei es durch Atomkrieg, sei es durch Erwärmung der Atmosphäre, sei es durch Verwüstung der Natur oder der Menschheit ganz neue Zukunftsperspektiven zu eröffnen, z. B. das Leben außerhalb der Erde.

Ich habe diese kühne Analyse unserer Gegenwart hier nicht um ihrer selbst vorgeführt, noch kann ich als Nichtnaturwissenschaftler garantieren, daß alle diese Vergleiche wirklich hieb- und stichfest, ja nur von mir korrekt wiedergegeben sind, sondern ich habe Platt zitiert wegen seiner Schlußfolgerungen. Er meint nämlich, daß aus alledem klar geworden sein müsse, daß die Zukunft der Menschheit in nichts der Vergangenheit gleichen werde und daß historische Weisheit in Zukunft weniger nütze als je zuvor in der Geschichte.

Es mag daher nicht verwundern, daß – vielleicht nur aus professioneller Engstirnigkeit und dem Instinkt zu überleben heraus? – die auf dieser Konferenz anwesenden Historiker dem Autor lebhaft widersprachen. Unterstützung bekam er jedoch von einigen Naturwissenschaftlern. Sie unterschieden sich nicht so sehr in der Analyse der Bedeutung unseres gegenwärtigen Zeitalters als vielmehr in der Bewertung der Zukunft der Menschheit. Während ein Genetiker in der Genmanipulation keine Gefahren für die Menschheit sah, sondern vor allem die Möglichkeit, alte Menschheitsplagen, nämlich Krankheit und Hunger, in ganz anderer Weise als bisher anzugehen, bestand ein Computerexperte darauf, daß die Aussichten der Menschheit, das Jahr 2000 zu erreichen, äußerst gering seien, denn Wissenschaft und Technik seien zum Zauberlehrling geworden, der die Geister, die er rief, nicht mehr los wird. Seiner Meinung nach zeige allein die Computerentwicklung, daß die Steuerbarkeit wissenschaftlich-technischen Fortschritts nicht mehr gegeben sei. Nicht nur verstünde niemand mehr, was in einem Computer vor sich ginge, sondern Computer seien prinzipiell für den menschlichen Verstand ungreifbar. Trotzdem entwickelten sie sich in rasanter Geschwindigkeit durch eine Folge unkoordinierter, chaotischer Schritte. Sei es schon aussichtslos, ihre technische Entwicklung unter Kontrolle zu bekommen, so erst recht die sozialen und politischen Auswirkungen, die sie oder die Entwicklung der Atomtechnik bringen. In dieser Situation werde es nur einem Zufall, und einem sehr unwahrscheinlichen dazu, zu verdanken sein, wenn die Menschheit sich nicht vernichte.

Sind wir also mit den Ergebnissen unserer Arbeit und unserer Wirtschaft an das Ende der Menschheit gelangt? Ich möchte diese Frage hier nicht beantworten, sondern sie zunächst «im Raum stehen lassen» und will nun versuchen, mich ihr mit den einfacheren Werkzeugen des Historikers zu nähern, sozusagen in dem Verdacht, daß vielleicht doch historische Weisheit uns auch für die Gestaltung unserer Zukunft einiges zu sagen habe.

Die Frage, die ich zu beantworten suche, beschränkte sich auf meine Kompetenz als Wirtschaftshistoriker. Sie lautet: Warum, wie und mit welchem Ergebnis hat der Mensch bisher durch Arbeit und Wirtschaft die Welt verändert? Ich tue dies in drei Schritten, indem ich a) die Ziele oder Zwecke seiner Tätigkeit, b) die Arten seiner Einwirkung auf die Erde und c) die Ergebnisse dieser Einwirkung behandle. Damit werde ich zum Schluß wieder auf die eben offen gelassene Frage zurückkommen.

Die Ziele oder Zwecke menschlicher Wirtschaftstätigkeit

Gerade wenn wir die Geschichte des Menschen aus einer sehr langen Perspektive betrachten, wird klar, daß der Zweck seiner Arbeit über den größten Teil seines Daseins ein ganz elementarer war, nämlich zu überleben. Die Geschichte der Könige und der Schlachten, aber auch die Geschichte der Religionen berichtet davon nur aus einer Vogelperspektive. Für die Milliarden von Menschen, von denen es keine oder kaum schriftliche oder archäologische Äußerungen gibt, ging es in ihrem kurzen Leben vor allem darum, nicht zu verhungern, nicht zu erfrieren oder zu ertrinken, nicht von Tieren zerrissen oder von Feinden erschlagen zu werden. Nahrung, Kleidung und Behausung waren und sind ihre Grundbedürfnisse, um derentwillen sie arbeiten müssen und um derentwillen sie die unterschiedlichsten Arten zu wirtschaften entwickelten. Aber schon durch diese simple Technik des Überlebens veränderten sie die Welt. In den Hochkulturen, deren Reste wir in China, in Mesopotamien oder im Mittelmeerraum vorfinden, wölben sich darüber andere Zwecke, die Verehrung von Gottheiten oder die Erfüllung von Machtwünschen großer Herrscher. Aber auch die Pyramiden sollten uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß der größte Teil der Bewohner des Niltals stets vor allem um die tägliche Nahrung rang. Auch die großen Kulturdenkmäler stellen eine perspektivische Verzerrung der Geschichte dar; sie gaukeln uns vor, daß die Menschen höheren Zwecken gelebt hätten, daß die Ehrfurcht vor Gott oder der Sinn fürs Schöne oder die Lust am Leben oder die Repräsentation von Reichtum, Fülle und Macht ihr Lebensinhalt gewesen wäre, wo sie doch die meisten der großen Werke errichteten entweder unter dem Zwang von Potentaten oder aus der Furcht vor der Strafe der Götter. Eine Minderheit von Herrschern oder reichen Städten oder Kaufleuten, die die Aufträge gaben, konnte sich von dem Zwang, für die tägliche Notdurft des Lebens zu arbeiten, befreien. Die ihre Werke errichteten, taten es, um zu überleben. Oft

waren sie Kriegsgefangene, Sklaven oder hörige Bauern, die ihrem Herrn die ganze oder einen großen Teil ihrer Arbeitskraft schuldeten. Auch die Dome des europäischen Mittelalters und die Schlösser der frühen Neuzeit zeugen nicht nur von der Inbrunst des Glaubens und handwerklichem Können, sondern vor allem von der Verfügbarkeit menschlicher Arbeitskraft, die nun freilich schon durch bessere wirtschaftliche Organisation und technische Ausrüstung eine weit höhere Produktivität hatte als in den Jahrtausenden zuvor – oder gleichzeitig in anderen Kontinenten. Die Hebung des Volkswohlstandes als Ziel wirtschaftlicher Betätigung ist eine sehr junge Erscheinung in der Geschichte. Sie ist mit der Aufklärung des 17. und 18. Jahrhunderts verbunden und erst im 19. und 20. Jahrhundert zu einem generell akzeptierten Zweck der menschlichen Gesellschaft geworden. Erst in den letzten zwei Jahrhunderten ist – wenigstens in Europa und seinen überseeischen Dependancen – die Mehrheit der Bevölkerung in eine Situation versetzt worden, nicht mehr nur um das bloße Überleben arbeiten zu müssen.

Die Arten der Einwirkung der Menschen auf die Erde

Wenden wir uns, um konkreter werden zu können, nun der Art und Weise zu, wie die Menschen durch Arbeit und Wirtschaft die Welt veränderten. Ich möchte dabei sechs Tätigkeiten behandeln: 1. Die Ausnutzung von Boden und Gewässern samt den darauf vorgefundenen Pflanzen und Tieren, 2. die Ausbeutung von nicht reproduzierbaren Bodenschätzen (Mineralien), 3. die Besiedlung der Erde, 4. die Errichtung und Betreibung von Produktionsstätten, 5. den Verkehr und Transport und 6. die Gewinnung von Energie.

Land- und Forstwirtschaft, Fischerei

Der größte Teil der Menschheit war immer und ist außerhalb der industrialisierten Volkswirtschaften bis heute mit der Gewinnung des Lebensunterhalts durch eine sogenannte «primäre» Tätigkeit beschäftigt. Jahrtausende lang waren die Menschen darauf angewiesen, von dem zu leben, was sie sammeln, fangen oder jagen konnten. Ihre Einwirkung auf die Erde war – im Vergleich zu den Naturgewalten, einem Blitz, einem Orkan, einem Hochwasser – minimal. «Die reichsten Möglichkeiten für die Ernährung boten die tropischen Urwälder. Palmen lieferten Kohl zum Essen, Wein zum Trinken, Fasern zur Bekleidung, Salz aus der Asche, und die Früchte

hatten Ölgehalt. Stärkehaltige Knollenpflanzen lieferten Mehl. Zucker und Wachs waren von stachellosen Bienen zu ernten, dazu trat das Fleisch gefangener Landtiere und Fische. Holz und Laub der Bäume lieferten Material zum Bau von Hütten. Nördlich der Palmengrenze, im Mittelmeergebiet, zeigten sich Flora und Fauna weniger artenreich, doch war der Wald dem Sammler, Jäger und Fischer leichter zugänglich. Das Mehl der Eiche und Kastanie sowie Bucheln und Haseln aß man wegen ihres Stärke- und Ölgehaltes, unter den Baumfrüchten wuchsen auf dem Boden der Laubwälder Beeren und Pilze. Selbst der artenarme nördliche Nadelwald bot noch fetthaltige Zirbelnüsse, Zuckersaft vom Ahorn, die Fasern von Farn und Birkenrinde, die harzige Kiefer gab Kienspäne zur Beleuchtung, aus ihrem Harz kochte man auch Pech. Für die lange Winterzeit lieferten die Tiere des Waldes neben Fleisch auch Fett und die notwendigen Pelze.» (H. Rubner, Forstgeschichte im Zeitalter der industriellen Revolution, S. 19)

Aber seit der Mensch in das Stadium des Viehzüchters und des Ackerbauern eintrat, hat er die Erde verändert. Die Auswahl und schließlich Zucht von Tieren für die menschliche Nahrung und für die Unterstützung seiner Arbeit und Kriegführung stellte einen erheblichen Eingriff in die natürliche Auslese der Arten dar. Hätten die Kuh und das Schwein, die Honigbiene und das Geflügel den Kampf ums Dasein überlebt ohne den Menschen? Zumindest die Großtierarten, die wir heute kennen, sind in dem Umfang da, weil der Mensch sie brauchte, sich dienstbar machte und sie vor Verfolgung schützte. Solche, die er nicht rechtzeitig schützte, wie der Büffel, sind fast ganz ausgestorben.

Noch stärker aber wirkte er auf die Erde und stellenweise auf das Klima ein durch den Ackerbau. Gerade der primitivste Ackerbau, die Waldbrandwirtschaft, hat das Antlitz der von Menschen bewohnten Gegenden radikal verändert. Dort, wo Bodenbeschaffenheit und Klima für eine natürliche Regeneration ungünstig waren, in trockenen und bergigen Landschaften um das Mittelmeer und im Nahen Osten, verursachte der rodende und landbauende Mensch schon im Altertum Verkarstungen und Verwüstungen. Es mag sein, daß bei der Entstehung der Sahara klimatische Veränderungen entscheidend waren, aber der Libanon oder Syrien sind unter wesentlicher Mithilfe menschlicher Arbeit so öd geworden, wie sie sich uns seit Jahrhunderten darbieten. In den tropischen und in den gemäßigten, regenreichen Zonen zeitigte seine Tätigkeit nicht die gleichen, verheerenden Wirkungen. Aber die europäische Kulturlandschaft, wie wir sie kennen und

lieben, ist ganz überwiegend Ergebnis menschlicher Tätigkeit, zum Teil zurückgehend bis in die kaum dokumentierbaren frühgeschichtlichen Zeiten. Der frühgeschichtliche Mensch pflegte Bäume und Pflanzen, die ihm nützten, und förderte deren Verbreitung. «Die Eiche wurde wichtig für den Bau des hölzernen Hauses und als Nährbaum für das Schwein, darum wurde sie kultisch verehrt und biologisch geschont. Ihre Begleiterinnen im Laubwald Mitteleuropas, Linde, Ulme, Hasel und Hainbuche erschienen nun weniger wichtig. Im Mittelmeergebiet förderten die Ackerbauern im Weidewald neben der Kastanie und Eiche bereits den Nußbaum. Weiter im Norden und in den Gebirgen konnten auch Rotbuchenwälder der Schweinemast dienen, aber ihr Ertrag war unter den schlechteren klimatischen Bedingungen weitaus unregelmäßiger als bei Kastanie, Eiche und Nußbaum, außerdem lockte der schlechtere Graswuchs das Rind weniger an. Die Brandwirtschaft nutzte den Wald temporär. Der primitive Feldbau begann ja mit Grabstock und Hacke. Der jungsteinzeitliche und bronzezeitliche Mensch schaffte sich damit am Waldrand oder in Lichtungen durch Ringeln der Bäume und nachträgliches Feuersetzen etwas Platz und legte dann zwischen den Wurzelstöcken der Bäume seine temporären Felder an. Die rasche Auslaugung der Böden zwang im tropischen Urwald oft bereits nach der zweiten Ernte zum Weiterwandern der Bauern, im Norden waren die Umtriebszeiten der Brandwirtschaft länger. Wenn die Brandwirtschaft durch den Wald geeilt war, hinterließ sie ein wildes Sekundärgebüsch, wie es heutzutage im tropischen Urwald allenthalben zu beobachten ist. Wertvolle Baum- und Tierarten wurden dabei dezimiert, Landfläche und gutes Wasser konnten bereits knapp werden. In Nordwesteuropa führte die Brandwirtschaft noch in der Jungsteinzeit zur Bildung von Heide- und Heidekräutern. An steilen Hängen führte die Brandwirtschaft zur Bodenerosion. Wenn die wertvollen Lehme auf den entblößten Hängen in die Talaue gespült waren, verschlechterten sich die Holzerträge des Sekundärwaldes. In Afrika und Asien wich bei solcher Behandlung der Wald schließlich von der Steppe und der Wüste zurück.» (Rubner, S. 20/21)

Eine solche Waldweidewirtschaft konnte nur wenige Menschen ernähren. Immerhin waren es mehr als bei bloßer Jagdwirtschaft. Manche Forscher nehmen an, daß der große nordamerikanische Kontinent mit den von den Europäern vorgefundenen Methoden indianischer Jagdwirtschaft nur eine Million Menschen ernähren konnte, und Baade meint in seiner Dynamischen Weltwirtschaft (1969): «Hät-

ten sie einen Teil der Zeit, den sie auf das gegenseitige Totschlagen verwandten, dazu benutzt, darüber nachzudenken, wie man Büffelkälber oder andere Jungtiere einfangen, zähmen und dann als Weidevieh benutzen könnte, so hätte der Raum von Nordamerika mit seinen hervorragenden Weideflächen in den großen Grassteppen reichlich 20 Millionen Menschen zu ernähren vermocht.» (S. 112)

Nimmt man an, daß ein Mensch, um zu überleben, im Jahr etwa 300 kg Getreide oder äquivalente Nahrungsmittel benötigt, so ergibt sich, daß mit den Jagdmethoden der australischen Eingeborenen pro Person dreißig Quadratkilometer erforderlich waren, bei den nordamerikanischen Indianern zwanzig bis fünfundzwanzig Quadratkilometer. Mit der Einführung der Landwirtschaft sank die zur Ernährung eines Menschen nötige Nutzfläche auf ein bis fünf Quadratkilometer. In der in Afrika und Asien und im Amazonasbecken noch heute vorkommenden Waldbrandwirtschaft sind ein Viertel bis ein Drittel Hektar nötig, Japan mit seiner intensiven Reiskultur kommt jedoch mit 0,06 Hektar aus, also zwei Hunderttausendstel (0,00002) der Fläche der australischen Eingeborenen, d. h., daß von der Fläche, von der ein Jäger sich ernährte, heute 50000 Menschen ernährt werden können.

Eine intensivere Nutzung setzte ein, wo und sobald man in einer Gegend Bergbau betrieb und die Bergbauprodukte verhüttete. Das kann man in Südamerika ebenso beobachten wie in Mitteleuropa. Nehmen wir ein Beispiel aus Frankreich: Im 16. Jahrhundert verbrauchte ein Hochofen in Nivernais jährlich 1200 Körbe = 2160 Raummeter oder 4320 Kilogramm Holzkohle. Dazu mußten 25 bis 27 Hektar Hochwaldes abgeholzt werden. Für den Betrieb eines Eisenhammers brauchte man noch einmal 25 bis 30 Hektar guten Niederwaldes. Überträgt man diese Rechnung auf alle in Frankreich im 16. Jahrhundert betriebenen rund 500 Hütten und Hochöfen, so ergibt sich, daß jährlich 8000 Hektar Hochwald oder 25000 Hektar Niederwald gebraucht wurden, was etwa einem Sechstel der jährlich nutzbaren Waldfläche Frankreichs entsprach. Große Teile Frankreichs und Englands sind im späteren Mittelalter und in der frühen Neuzeit – ehe Steinkohle die Holzkohle zu ersetzen begann – aus diesem Grunde abgeholzt worden; und auch in den waldreichen Gebieten Mitteleuropas sahen sich Landesherren veranlaßt, den Holzverbrauch der Eisen- und Glashütten zu rationieren, um ihre Waldbestände zu schonen, z. B. im Schwarzwald.

In Europa ist seit dem Mittelalter als Reaktion auf die Nutzung des Waldes für Ernährung, Hausbau und Produktion eine planmäßige Forstwirtschaft ent-

standen, und die Forstwissenschaft ist neben der Bergbauwissenschaft und noch vor der Agrikulturwissenschaft eine der frühesten Bemühungen der Menschen, die Probleme, die mit der Nutzung des Holzes – des ältesten und vielseitigsten Rohstoffes der Menschheit – verbunden sind, systematisch zu studieren. Nur im hohen Norden und in den tropischen Zonen der Erde gibt es heute noch größere Waldflächen, die nicht durch menschliche Einwirkung gestaltet worden sind.

Ein großer Teil ehemaligen Waldlandes, wenn er nicht zur Heide oder Wüste degenerierte, wird heute – und dies zumeist seit Jahrhunderten – als Acker- und Weideland benutzt bzw. ist von Menschen besiedelt und von Verkehrsadern durchzogen worden. Wenn heute heiß darüber diskutiert wird, ob der Schwarzwald eine Autobahn erhalten soll oder nicht, so ist das nur die neueste Auflage eines uralten Menschheitsproblems.

Viele von uns glauben, daß wir inzwischen soviel Wissen über die ökonomischen und ökologischen Folgen eines solchen Tuns oder Unterlassens akkumuliert haben, daß wir unsere Entscheidungen rationaler treffen können. Aber ist das wirklich so? Sind es nicht letzten Endes noch immer vor-ratio-nale Werturteile, die uns dabei leiten: auf der einen Seite die Neigung, den wirtschaftlichen Nutzen in den Vordergrund zu stellen, auf der anderen Seite die emotionale Bindung an das, was wir kennen, lieben und nicht missen möchten? Irgendwo muß eine Grenze für den Eingriff des Menschen in die Natur liegen – das ist gewiß richtig. Aber wo? War nicht der Bau der Höllentalbahn schon ein zu tiefer Eingriff? Und doch möchten viele, die sich heute gegen den Bau einer Autobahn durch den Schwarzwald wehren, die Höllentalbahn als Stück aus der guten alten Zeit nicht missen. Wie viele Autobahnen brauchen wir, um Deutschland mit Italien zu verbinden? Ist die eine Brennerautobahn genug oder schon zuviel, oder können die Alpen auch drei oder vier vertragen, und werden dadurch nicht neue Naturschönheiten erschlossen?

Doch kommen wir zur Landwirtschaft zurück, dem wohl wichtigsten, zumindest am weitesten verbreiteten Eingriff des Menschen in die Natur. Um zu überleben und schließlich, um besser zu leben, haben die Menschen den Boden dieser Erde bebaut und damit nachdrücklich verändert. Hier sind die Einwände von Naturschützern geringer als beim Straßen- oder Siedlungs- oder Industrie- oder Bergbau, weil die Veränderung selten als so tiefgehend empfunden wird und weil schließlich das tägliche Brot davon abhängt. Dabei hat gerade die Niederbrennung von Wald für den Ackerbau und die Vieh-

zucht wahrscheinlich mehr Wald vernichtet als das Einschlagen für den Haus-, Schiff- oder Bergbau. Und auch hier sind die ökologischen Folgen, etwa die Veränderung der Niederschlagsmenge, der Rückgang des Grundwassers, der Abtrieb von Mutterboden, aber auch die Folgen beständiger chemischer Düngung nicht unbeachtlich. Hier sind aber auch die Erfolge mit den Händen zu greifen, wie die obengenannten Zahlen zeigen. Intensive Landnutzung in West- und Mitteleuropa hat es ermöglicht, eine Bevölkerung von mehreren hundert Millionen bequem zu ernähren, was noch vor wenigen Jahrzehnten als kaum möglich, vor zwei Jahrhunderten, als die Europäer immerhin schon viele Jahrhunderte Erfahrung mit Verbesserungen in der Landwirtschaft hatten, als ein Wunder erschienen wäre. Und ein Triumph menschlicher Arbeit und menschlichen Nachdenkens ist es gewiß, wenn heute die höchsten Hektarerträge der Welt in Holland, Dänemark oder der Schweiz auf Böden erzielt werden, die von Natur aus arm, ja in Holland z. T. von Natur aus überhaupt nicht vorhanden waren. Nicht minder grandios ist die Erschließung des nordamerikanischen Kontinents durch europäische Farmer, die es – trotz einiger Fehleingriffe etwa in den semiariden Teilen der amerikanischen Prärie – heute ermöglicht, auch große Teile der osteuropäischen, asiatischen und afrikanischen Welt mitzuernähren. Ein Zehntel der Ernte des Jahres 1979 kann an die Sowjetunion geliefert werden.

Für die Landwirtschaft gilt mehr denn je, was 1925 der deutsche Agrarwissenschaftler Friedrich Aereboe so formulierte: «Überall, wohin wir schauen, sind es . . . nicht Bodenfläche und Bodenfruchtbarkeit, sondern die vorhandenen Bodenausnutzungsmittel, Intelligenz, Tatkraft und Sparsinn der Menschen, welche den Nahrungsmittelspielraum bestimmen. Sie sind es, welche immer wieder Neuland im weitesten Sinne des Wortes zu finden wissen, d. h. neue Methoden der Bodenausnutzung und neue Hilfsmittel des Ackerbaues . . . Das Neuland, welches zur Erweiterung des Nahrungsspielraumes der Menschen gewonnen und urbar gemacht werden muß, befindet sich in erster Linie in den Köpfen der Menschen und der Völker.» (Leider hat Hitler diesen Satz nicht gelesen, und wenn er ihn gelesen hätte, hätte er ihn wohl als falsch verworfen.)

Die neuere und neueste Agrargeschichte ist jedoch ein einziger Beweis für die Richtigkeit dieses Satzes. Wer hätte wohl 1936 geglaubt, daß vierzig Jahre später der Bodenertrag in Deutschland mehr als doppelt so hoch liegen würde? Wer hätte wohl geglaubt, daß sich die Arbeitsproduktivität eines Beschäftigten in

der Landwirtschaft schneller steigern ließe als die eines Industriebeschäftigten, und das über viele Jahre hinweg? Noch immer meinen viele, daß die Landwirtschaft stets hinter den Möglichkeiten der Industrie hinterherhinken müsse, weil bei ihr Klima, Bodenbeschaffenheit, Wetterverhältnisse eine entscheidende Rolle spielten. Dabei hat sich schon im Altertum sowohl in China wie in Mesopotamien wie in Ägypten gezeigt, daß der Natur, z. B. durch Bewässerungsmaßnahmen des Menschen, ganz entscheidend nachgeholfen werden kann. Unfruchtbare Gebiete können, wie in unserem Jahrhundert besonders eindringlich Israel zeigt, mit Hilfe von Wasser in blühende Oasen verwandelt werden. Hinzu kommen heute Agrikulturchemie, Pflanzenbiologie und Landmaschinenbau; und sie vereint veränderten die Welt und die Lebensverhältnisse der Menschen stärker als jeder andere Fortschritt, selbst die Medizin. Wirtschafts- und Bevölkerungshistoriker stimmen heute überein, daß der große Bevölkerungsumschwung, die Außerkraftsetzung des Malthusschen Gesetzes in England im 18. und frühen 19. Jahrhundert vor allem durch die Möglichkeit besserer Ernährung infolge von Produktivitätssteigerung der einheimischen Landwirtschaft verursacht worden ist. Säuglingssterblichkeit und Hungersterblichkeit gingen entschieden zurück. Seitdem ist in wenigen Jahrzehnten in der westlichen Welt die uralte Menschheitsgeißel des Hungers (abgesehen von den Kriegsjahren) vertrieben worden.

Noch immer aber regiert sie in großen Teilen der Welt, vor allem in Südostasien und Afrika, und ein Blick auf einige wenige Zahlen und die Methoden der Bodenbearbeitung zeigt warum. In der Mitte der 1970er Jahre erbrachte ein Hektar Weizenland in den Niederlanden über 57 Doppelzentner, in Indien noch keine 12, in Peru weniger als acht und in Algerien knapp sechs. Die Maisernte in Neuseeland betrug pro Hektar 73 Doppelzentner, in Indien und in Marokko um neun. In Spanien, Australien oder Japan angepflanzter Reis trug um 60 Doppelzentner pro Hektar, in Syrien aber nur zehn. In der Schweiz erntete man pro Hektar mehr als 400 Doppelzentner Kartoffeln, in der Sowjetunion aber nur 100 und in Peru und Uruguay 50. Bei Baumwolle, um ein Agrarprodukt zu nehmen, das nicht als Nahrungsmittel verwandt wird, holt man in Guatemala 11 Doppelzentner aus dem Hektar heraus, in Uganda aber nur 0,7.

Das ist nur in geringerem Umfang die Folge von Unterschieden im Klima oder in der Bodenbeschaffenheit. Eine weit größere Rolle spielen das Saatgut, die Art der Bodenbearbeitung und der Düngung, also

Faktoren, die die Menschen hinzubringen. Im größten Teil der Welt wird heute noch mit dem Hakenpflug der Boden aufgeritzt, so wie das in Europa in der Steinzeit der Fall war. Vor zehn Jahren überschlug Fritz Baade, einer der führenden deutschen Landwirtschaftsexperten für Entwicklungsländer, daß nur ein Viertel der Landwirtschaft der Welt nach modernen Ackerbaumethoden betrieben und nur ein Zehntel des nötigen Düngers verwendet wird. Er hat die Meinung vertreten, daß nicht nur die Ackerfläche der Welt noch verdreifacht werden könne, ohne das ökologische Gleichgewicht zu stören – vor allem durch Teilrodungen von tropischem Urwald und durch Bewässerungsanlagen bzw. Aufforstungen –, sondern daß die Erde auch ohne Ausdehnung der Ackerbauflächen mit Leichtigkeit sechs Milliarden und mehr Menschen ernähren könne, wenn alle heute vorhandenen Kenntnisse nur optimal und überall eingesetzt würden. Allein den Zuwachs, der durch bessere Düngung erreicht werden könnte, schätzte er höher ein als die gesamte gegenwärtige Nahrungsmittelproduktion der Erde. Hier liegen also noch erhebliche Möglichkeiten, durch Arbeit und Wirtschaft die Welt zu ihrem – und unserem – Vorteil zu verändern.

Bergbau

Trifft das gleiche auch für den Bergbau, für die Förderung von nicht reproduzierbaren Rohstoffen zu, oder hat der Mensch hier nicht wiedergutzumachenden Schaden angerichtet? Ich kann auf diese sehr umstrittene Frage hier nicht im einzelnen eingehen, da sie für jedes der vielen Mineralien, die der Mensch fördert und verbraucht, sehr unterschiedlich beantwortet werden müßte. Allgemein läßt sich jedoch sagen, daß die Möglichkeiten, die in der Substituierung des einen durch einen anderen Rohstoff bzw. durch synthetische Produkte liegen, noch längst nicht ausgeschöpft sind und daß die Wiederverwendung, das Recycling, zumindest bei einigen Rohstoffen, z. B. Kupfer, den Neuverbrauch erheblich herabsetzen kann und schon herabgesetzt hat. Beschränken wir uns wieder auf die Geschichte, so läßt sich sagen, daß durch den Gebrauch von in der Erde schlummernden Mineralien die Menschen seit sehr früher Zeit die Welt erheblich verändert haben. Ganze große Epochen der Menschheitsgeschichte werden bekanntlich nach dem Gebrauch von Metallen unterschieden. Seit Jahrtausenden haben sie sich das tägliche Leben durch den Gebrauch von Kupfer, Eisen und ihre Legierungen erleichtert, haben Bauten, Verkehrsmittel mit ihrer Hilfe erstellt und ihre Kriege mit ihnen geführt. Die gesamte hö-

here Kultur wäre ohne sie schwer vorstellbar. Und die Gräberbeigaben aller alten Kulturen zeigen, daß Geräte und Schmuck aus Metallen, insbesondere Edelmetallen, ihr besonderer Stolz waren. Auch die Entwicklung des Geldwesens wäre ohne den Gebrauch von Edelmetallen ganz anders verlaufen. Im Unterschied zur Landwirtschaft sind die Eingriffe des Menschen im Bergbau an die Fundorte gebunden, die Veränderungen also stärker lokalisiert. Dafür waren sie, je wertvoller die Mineralien erschienen, um so rücksichtsloser. Ganze Landstriche sind, so lange der Vorrat reichte, zu Zentren menschlicher Aktivität geworden und danach wieder ausgestorben. Anpassungsprobleme sind daher mit der Ausschöpfung von Mineralien immer verbunden, wie die neuere Geschichte des westeuropäischen Steinkohlenbergbaus deutlich zeigt. Daß man abgeräumte Berge und Felder auch rekultivieren kann, scheint eine recht junge Erkenntnis zu sein. Sie hat, etwa im rheinischen Braunkohlenrevier, zu interessanten Veränderungen der Landschaft geführt und bewiesen, daß der Mensch nicht nur Raubbau betreiben, sondern auch einen zweckmäßigen Umbau seines Lebensraumes in Angriff nehmen kann.

Besiedlung, Industrie, Verkehr

Was der Mensch vermag, das hat er mit seinen Siedlungen, Produktionsstätten, Verkehrs- und Transporteinrichtungen seit jeher bewiesen. Es liegt in unserer erdumspannenden Touristengesellschaft vor aller Augen, welche vielfältigen Möglichkeiten hier vorhanden sind. Wir alle kennen Siedlungen, die sich in die Landschaft einpassen, als wären sie natürlich dort gewachsen. Wir kennen Monumente der Baukunst von großer Einsamkeit und Schönheit, vielleicht ein Kloster (gleich welcher Religion), oder Bauten von großer Kühnheit, die vielleicht nicht Wohlgefallen, so doch Bewunderung erregen – denken Sie nur an Manhattan. Und wir kennen die trostlosen Ergebnisse der Zersiedlung der Landschaft durch gedankenloses Hintereinanderklotzen von einfallslosen Bauten oder unansehnlichen Industrieunternehmen.

Wenn wir dabei den Eindruck haben, daß unsere Zeit – sei sie enger gesehen als die letzten Jahrzehnte oder auch weiter als die Periode seit der Industrialisierung – die Welt in besonderer Weise menschenfeindlich verändert habe, so sind zumindest einige Einschränkungen bzw. Qualifikationen nötig. Einmal müssen wir wieder auf die Verzerrung der Perspektive achten, die im Laufe der Zeit dadurch entsteht, daß vor allem die erhaltenswerteren, großar-

tigeren, soliden Bauten der Vergangenheit überdauern. Vieles, was früher das Auge verletzte, ist längst weggerissen. Zum anderen müssen wir die ungeheure Verdichtung der Bevölkerung in den letzten ein- bis zweihundert Jahren beachten. Dies hatte zur Folge, daß Prioritäten gesetzt werden mußten. Ohne eine Erhöhung der Produktionskapazitäten und ohne eine Verdichtung des Verkehrsnetzes wäre eine Erhöhung des Lebensstandards nicht möglich gewesen. Schon im Altertum waren die wirtschaftlichen Zentren dicht besiedelt. Die Menschen lebten auf sehr engem Raum unter für uns völlig unzulänglichen hygienischen Verhältnissen. Auch in den mittelalterlichen Städten waren die Menschen eingepfercht mit all ihrem Unrat. Nicht von ungefähr verbreiteten sich Epidemien in ihnen in Windeseile und führten zu Sterberaten von 50 Prozent und mehr binnen weniger Jahre. Sich eng aneinanderschmiegende Fachwerkhäuser sind idyllisch, menschenwürdigere Wohnungen werden sie erst durch moderne Installationen und Raumgebung. Selbst im Schloß von Versailles soll es zur Zeit des Sonnenkönigs oft unerträglich gestunken haben, weil mangels Toiletten die Bewohner ihre Notdurft auf den obersten Stockwerken verrichteten, denn nur der König und die Königin besaßen ihren eigenen Stuhl. Hamburg war – wie andere europäische Städte auch – um die Mitte des 19. Jahrhunderts noch ohne Kanalisation und Wasserleitung. Die Straßen waren so eng, daß sich zwei Pferdewagen kaum begegnen konnten. Die Haus- und Kellertreppen ragten weit in sie hinein. Es gab weder Straßenpflaster noch Gasbeleuchtung, und jede hohe Elbflut überschwemmte ganze Viertel und füllte die meist bewohnten Keller mit trübem Wasser und Schlamm.

Die Veränderungen der Wohnmöglichkeiten auch des kleinen Mannes, die das letzte Jahrhundert gebracht hat, sind gewaltig, was man am besten wohl in den neubesiedelten Ländern wie den USA sehen kann, wo 60 bis 70 Prozent der Bevölkerung in Eigenheimen leben. Daß trotzdem selbst in den reichen Ländern noch immer ein Viertel, ja ein Drittel der Bevölkerung völlig unzureichend wohnt, daß in vielen Entwicklungsländern – nicht nur in den Städten, sondern noch mehr auf dem Lande – die Menschen eher hausen als wohnen, zeigt, welch Veränderungspotential noch vor uns liegt.

Bei diesen Fragen der Gestaltung von Wohn-, Produktions- und Verkehrsstätten zeigt sich das Dilemma, vor dem wir bei vielen Entscheidungen stehen. Mehrere erstrebenswerte Ziele sind vorhanden, aber sie sind nicht gleichzeitig zu verwirklichen. Man kann Wohnstätten auseinanderziehen,

Industrieanlagen als Industrieparks anlegen. Dann wohnen und arbeiten die Menschen schön, aber die Landschaft wird zersiedelt, und das Verkehrsaufkommen wächst notwendigerweise und läßt sich kaum durch öffentliche Verkehrsmittel bewältigen. Man kann die Menschen in Hochhäusern übereinandertürmen und kann das sogar in interessanter und ästhetisch befriedigender Weise tun, wie das manche amerikanischen oder kanadischen Großstädte zeigen, aber dann fehlt den Kindern der Auslauf, die Mutter ist nicht in Reichweite, selbst wenn der Spielplatz um die Ecke liegt. Man kann Arbeiten, Einkaufen und Wohnen trennen und so den Wohngebieten größere Ruhe verschaffen, aber dann verödet man leicht die Innenstädte und schafft Schlafstädte, in denen sich die tagsüber Zurückgelassenen einsam vorkommen. Oder man läßt alles durcheinander bestehen, dann hat der Besucher Tag und Nacht brodelndes Leben, der Ruhebedürftige aber findet keine Ruhe. Daß es selbst dann, wenn der einzelne in der Lage ist, seine Wahl zu treffen, keine vollkommenen Lösungen gibt, zeigt schon lange die Lebensweise des wohlhabenderen New Yorkers (und heute auch die des wohlhabenderen Europäers): Er verbringt einen Teil seines Lebens in der großen Stadt im komfortablen Apartment, einen anderen Teil in einem alten, aufgelassenen Bauernhaus auf dem Lande. Und dazwischen viel Zeit auf Reisen.

Dies wäre nicht möglich, ohne den von vielen als Alptraum empfundenen Ausbau der Verkehrswege. Hier hat die Menschheit im Laufe von eineinhalb Jahrhunderten Veränderungen von einem bis dahin nie gekannten Ausmaß zuwege gebracht. Bis zum Erscheinen der Eisenbahnen war das Reisen mühselig und langsam, ob zu Wasser oder auf dem Lande. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts brauchte die Postkutsche von London nach Edinburgh 14 bis 16 Tage, ein Jahrhundert später noch immer 10 bis 12 Tage. 1832 schaffte es die sog. «fliegende Kutsche» in 42½ Stunden; am Ende des 19. Jahrhunderts schaffte es die Eisenbahn in neun Stunden, und der Flug dauert heute rund eine Stunde. Bei den Frachten rechnete man in Europa noch am Beginn des 19. Jahrhunderts mit einer Tagesleistung von 25 bis 30 Kilometern. Güterzüge brauchten schon bald nach ihrer Einführung weniger als eine Stunde dafür. Hier sind in der Tat Betrachtungen von der Art John Platts, die ich am Beginn referierte, angebracht.

Noch stärker ist der Effekt der Kommunikationsbeschleunigung. Um eine Anordnung der britischen Regierung den Gouverneuren von New South Wales in Australien zu bringen, brauchte man im frühen 19. Jahrhundert etwa viereinhalb Monate. Mit

der Verkabelung der Ozeane schaffte es der Telegraph in wenigen Minuten, und heute trifft eine schriftliche Botschaft per Fernschreiber praktisch zur gleichen Zeit ein, in der sie abgesandt wird. Hätte man dies vor nur 150 Jahren vorausgesagt, so wäre es nicht nur völlig unwahrscheinlich erschienen, sondern man hätte wohl geglaubt, der Mensch sei nicht in der Lage, sich solchen Veränderungen anzupassen.

Energiegewinnung

Daher erscheint es mir nicht unmöglich, daß er sich und seine Umwelt auch den Veränderungen anpassen kann, die uns offenbar bevorstehen. Lassen Sie mich dies noch ganz kurz an dem sechsten Beispiel, der Gewinnung von Energie, erläutern. Jahrtausende bezog der Mensch die Energie aus seiner eigenen Muskelkraft, der Kraft seiner Tiere und der sehr unvollkommenen Ausnutzung von Wasser und Wind. Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts kamen Dampfmaschine, Verbrennungsmotor, Turbine, Elektrizität und schließlich Atomkraft hinzu, und möglicherweise wird es ihm auch gelingen, die Sonnenenergie direkt für seinen Gebrauch zu transformieren. Nach dem Urteil von Fachkennern hat er damit einen Sprung getan, der die Qualität allen Lebens auf der Erde und außerhalb der Erde verändert. Der oben zitierte Computerwissenschaftler meint, daß, wäre das Leben auf der Erde vor fünfzig Jahren erloschen, Jahrmillionen später kaum ein intelligentes Wesen, das die Erde inspizieren würde, in der Lage sein könnte, Spuren der Menschheit zu entdecken. Denn alles, was der Mensch je geschaffen hat, wäre dann in Staub zerfallen. Schon jetzt aber sei die Situation eine völlig andere: ein solches Wesen fände Reste des Atom Mülls, den die Menschheit seit 1945 produziert hat, und vermutlich Reste der Raumschiffahrt irgendwo im Weltall. Daraus könnte ein solches Wesen schließen, daß andere mit Intelligenz ausgestattete Wesen einst auf unserem Erdball gelebt haben müßten. Er zieht die Schlußfolgerung, daß wir dieser von uns selbst geschaffenen Lage kaum gewachsen sind und daher unsere eigene Vernichtung betreiben. Ist diese Schlußfolgerung zwingend?

Die Ergebnisse der Einwirkungen menschlicher Arbeit und Wirtschaft

Damit komme ich zum letzten Teil, der die Ergebnisse der Einwirkungen menschlicher Arbeit und Wirtschaft erwägt. Ich glaube nicht, daß die Schlußfolgerung zwingend ist. Sie ist nur eine Möglichkeit.

Ist sie wahrscheinlich? Diese Frage kann ich nicht in der Art des Naturwissenschaftlers oder Mathematikers beantworten. Ich will vielmehr die Weisheit des Historikers zu Rate ziehen, die uns angeblich nichts mehr nütze sein soll. Die Einsicht in die Menschheitsgeschichte führt m. E. zu dem Schluß, daß die Menschen stets in Unkenntnis bzw. sehr unvollkommener Kenntnis der Wirkungen und Nebenwirkungen ihres Tuns gehandelt haben. Sie hatten direkte, konkrete, kurzfristige Ziele, z. B. den nächsten Tag zu erleben, den nächsten Winter zu überstehen, das augenblickliche Unwetter auf See zu meistern oder die nächste Schlacht zu gewinnen. Das, was sie anpackten, gelang ihnen überdies meist nur unvollkommen. Gewiß gibt es einige Kunstwerke, die wir als vollkommen gelungen betrachten. Aber die Einwirkung auf die Natur, die Bearbeitung der Erde, die Gewinnung von Nahrung und Rohstoffen, das Bauen von Häusern und Straßen gelang ihnen selten wirklich gut und für die Dauer. Ganz bestimmt aber überschauten sie nicht die Fernwirkungen ihres Tuns. Als die Römer ihre Wasserleitungen aus Blei legten, wußten sie nicht, daß Blei schädlich für den menschlichen Körper ist. (Manche meinen heute, darin die eigentliche Ursache für den Untergang der antiken Zivilisation entdeckt zu haben.) Bei allem Unsinn aber, den die Menschen anrichteten, haben sie überlebt.

John Platt hat in seinem oben zitierten Referat darauf aufmerksam gemacht, daß wahrscheinlich 98 Prozent aller auf der Erde lebenden Gattungen ausgestorben sind. Überlebt haben nur die, deren Verhalten für das Überleben besser geeignet war als das anderer. Und innerhalb der Spezies Mensch haben die Gruppen und Völker überlebt, deren Selbsterhaltungstrieb am stärksten ausgebildet war. Daher könne man mit einiger Zuversicht sagen, daß der Mensch auch in Zukunft aus allen Fehlern, die er macht, genug lernt, um weiter zu überleben. Wie dem auch sei. Wir haben heute größere Kräfte entfesselt als je zuvor, aber wir haben auch größere – keineswegs vollkommene – Einsichten in die Folgen unseres Tuns. Uns ist zumindest das Problem von Wirkungen und Nebenwirkungen, Nah- und Fernwirkungen bewußt, so daß wir Kontrollen einbauen können, wenn vermutlich auch nur unvollkommene. Das Vorgehen bei der Erschließung der Atomkraft – zumindest der zivilen – scheint mir ein Beispiel dafür zu sein. Trotz aller gegenteiligen Ansichten scheint mir das hervorstechende Kennzeichen bei der Entwicklung dieser Technologie des Zauberlehrlings die große Vorsicht ihrer Adepten zu sein. Vielleicht wird die chemische Industrie ihren weiteren Fortschritt in ähnlicher Weise kontrollieren

müssen. Teilkatastrophen und Beinahekatastrophen verhelfen zu dieser Einsicht. Kritische Beobachter der neueren Entwicklung werden damit nicht zufrieden sein. Aber dies, scheint mir, lehrt die Geschichte gerade: die wirklich großen Lehren ziehen die Menschen nur aus Katastrophen. Und noch eines lehrt sie: Auch Katastrophen überwindet die Menschheit. Die Sintflut war eine solche Katastrophe. Sie kann sich noch heute – in Bangla Desh beispielsweise – wiederholen, ohne daß die Menschheit ausstirbt. Das Römische Reich hat den Ansturm der Germanen nicht überlebt, wohl aber die Menschheit. Und die Chinesen und Inder berührte der Vorgang im fernen Mittelmeerraum kaum. Selbst ein Atomkrieg muß nicht die letzte Katastrophe der Menschheit sein. Wir alle oder fast alle in Europa mögen ihr zum Opfer fallen. Vielleicht auch die meisten der Amerikaner und Russen. Aber würde sie wirklich alles menschliche Leben, alles Know-how, das der Mensch in Jahrmillionen sich erworben hat, auslöschen und seine gesamte Lebenswelt so verseuchen, daß ein Weiterleben nicht mehr möglich wäre? Mir scheint wahrscheinlicher, daß nach Schlag und Vergeltungsschlag beide Beteiligte das Überleben vorziehen, und das könnten immer noch viele Millionen selbst in den direkt beteiligten Ländern sein.

Dieses vielleicht makaber erscheinende Thema ist jedoch nicht das meines Vortrages. Mir war die Aufgabe gestellt, die Veränderungen, die Arbeit und Wirtschaft des Menschen bewirken, darzustellen. Bleiben wir dabei, so besteht kein Grund anzunehmen, daß wir zukünftigen Aufgaben weniger gewachsen sein sollten als frühere Generationen. Zwar werden wir noch lange brauchen, bis wir den Hunger überall in der Welt besiegt haben. Aber was sind einige Jahrzehnte, wenn die Menschheit es in Jahrtausenden nicht geschafft hat? Noch vor 180 Jahren konnte Malthus es als ein Grundgesetz formulieren, daß der Hunger nicht ausrottbar sei. Weil wir ihn in der westlichen Welt ausgerottet haben, glauben wir auf einmal, er dürfte nirgends mehr bestehen. Aber solange Menschen ihr Land bebauen wie vor Jahrtausenden, können sie ihn nicht überwinden. Vielleicht lernen sie es in zwei oder drei Generationen, so wie es der Westen in wenigen Jahrhunderten erlernt hat. Das wäre, gemessen an den Erfahrungen der Geschichte, schon ein ungeheurer Schritt.

Es besteht auch kein Grund zur Annahme, daß uns die Ressourcen ausgehen. Wir leben in einem Zeital-

ter der Substitution, und die Not, der Vater vieler Erfindungen, wird uns veranlassen zu ersetzen oder zu sparen oder beides zugleich zu tun. Auch der Lebensraum wird nicht zu knapp werden, nimmt man nur an, daß die Bevölkerungsvermehrung nicht endlos weitergeht. Und zu dieser Annahme gibt die geschichtliche Erfahrung des Westen einigen Grund. Wir werden möglicherweise noch dichter beisammen leben. Aber bis überall in der Welt die Bevölkerungsdichte von Hongkong oder West-Berlin erreicht ist, ist noch ein langer Weg. Es ist ganz unwahrscheinlich, daß die Menschheit ihn bis zu Ende gehen wird. Auch die Energie wird uns nicht ausgehen. Wenn wir die Sonnenenergie nicht zähmen können, werden wir lernen müssen, mit der Atomenergie zu leben. Für einige Jahrhunderte schafft es auch noch die Kohle. Sie ist nur teuer und nicht sehr umweltfreundlich. Aber im Prinzip könnte sie das Energieproblem für einige Generationen allein lösen. Noch sind wir – zum Glück – nicht gezwungen, uns auf sie allein zu verlassen. Die Welt, in der unsere Kinder und Kindeskiner leben werden, wird sicherlich anders aussehen als die unsere, so wie unsere Welt anders aussieht als die unserer Großväter. Ob sie lebenswerter sein wird als die unsere oder die unserer Urgroßväter, ist mit wissenschaftlichen Kriterien nicht zu beantworten. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden unsere Enkel weniger arbeiten müssen, um zu überleben, als wir, so wie wir weniger arbeiten – Professoren, Ärzte, Politiker und Vereinsvorsitzende ausgenommen – als unsere Vorfahren. Sicher werden sie größtenteils andere Arbeit verrichten. Die Produktion von Gütern werden sie vorwiegend planen und beaufsichtigen. Noch mehr als schon jetzt werden in Dienstleistungen aller Art tätig sein, noch mehr vor allem in Forschung und Entwicklung, Organisation, Verwaltung und Verkehr, Kranken- und Altenpflege, Tourismus und Freizeitgestaltung – in jetzt unterentwickelten Ländern auch in Erziehung und Ausbildung. Mit großer Wahrscheinlichkeit läßt sich voraussagen, daß ihr Leben noch «künstlicher» sein wird als das unsere. Wahrscheinlich aber werden sie auch einen größeren Freiheitsspielraum in der Gestaltung ihres Lebens haben.

Die Menschheit stand schon vor vielen Herausforderungen. Sie hat sie alle überlebt. Überlassen wir es zukünftigen Generationen zu beurteilen, wie wir die große Herausforderung der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts meistern.

Sozialer Fortschritt in einer endlichen Welt*

Heinrich Frhr. von Lersner

I

Es ist kein Zufall, daß eine Vereinigung, die sich der Pflege heimatlicher Kultur und heimischen Brauchtums verschrieben hat, einen Repräsentanten des Umweltschutzes zu einem Festvortrag geladen hat. Ihre Ziele und die des staatlichen und gesellschaftlichen Umweltschutzes decken und unterstützen sich vielfach. Wenn wir den Begriff Umwelt so verstehen, wie ihn Jakob von Uexküll zu Beginn dieses Jahrhunderts in die Wissenschaftssprache eingeführt hat, dann bedeutet er für den Menschen zunächst Heimat, die natürliche, kulturelle und soziale Umwelt, die der Mensch zu Beginn seines Bewußtseins erfährt und die ihn auch dann noch prägt, wenn er im Laufe seines Lebens und Denkens in weitere Umwelten vordringt. Nicht von ungefähr reagiert der Mensch auch auf Veränderungen oder gar Störungen seiner heimatlichen Umwelt weit sensibler als auf Störungen anderswo oder des globalen Ökosystems.

Etwas anderes ist es noch, das Heimatpfleger und Umweltschützer verbindet: Beide empfinden – manche beglückt, andere eher mit Skepsis, daß der Zeitgeist ihnen seit einigen Jahren gewogen ist und daß ihre Ziele vor allem unter der jüngeren Intelligenz mehr und mehr Widerhall finden.

Es ist nicht zu verkennen, daß die Menschen vor allem in den Industriestaaten, aber auch in der sogenannten dritten Welt seit Anfang der 70er Jahre wieder Werte erkennen oder suchen, die durch den rasanten Fortschritt von Industrie und Technik verschüttet zu werden drohten.

Es ist sicher kein Zufall, daß etwa zur selben Zeit, als erstmals ein Mensch außerirdischen Boden betrat, die große ökologische Bewegung Bürger und Parlamente der Industriestaaten ergriff.

Die Menschen wurden sich der Endlichkeit dieser Erde bewußt und damit auch der Endlichkeit allen wirtschaftlichen, ethnographischen und technischen Wachstums auf ihr. Die Menschen begannen wieder eschatologisch, d. h. von der Endzeit her zu denken, eine Blickrichtung, die sie lange einigen Theologen und christlichen Konventikeln überlassen hatten. Erhard Eppler sprach 1972 in seiner bekannten Oberhauser Rede zur Lebensqualität von einer historischen Zäsur unseres Denkens, die uns

zwingt, alle überkommenen Gesellschaftssysteme neu zu überdenken.

Andere sprechen von der ökologischen Wende unserer Politik. Vieles, was wir vorher dachten und formulierten, konnte danach nicht mehr – oder nicht mehr so einfach – formuliert werden. Ob das Werbeslogans sind wie das «ex und hopp» der Verpackungsindustrie oder Paragraph 1 des Stabilitätsgesetzes von 1967, das gleichsam das stetige Wachstum zum Oberziel der Wirtschaftspolitik bestimmte. Auch der Fortschritt als gesellschaftlicher Wert an sich hat seinen Glanz verloren.

Die Erkenntnis von der Gefährdung unseres Ökosystems durch weiteres demographisches Wachstum und weitere industrielle Ausbeutung ist nicht die einzige Quelle, aus der die sogenannte alternative Bewegung vor allem unserer jungen Generation gespeist wird. Ihre Zweifel an der Humanität des Lebens in immer gleichförmigeren Großstadtkulturen haben sicher nicht nur ökologische Gründe.

Die Suche nach der nationalen Identität und die Rückkehr zu religiösen und ethnischen Ursprüngen kennzeichnet zur Zeit das geistige Leben in Japan wie im Iran, in Europa wie in Afrika. Der ja nicht nur terroristische Aufstand von nationalen Minderheiten von Irland bis ins Baskenland ist ebenso Äußerung dieser Wende des Zeitgeistes wie das Wiederhoffähig-Werden von Dialektdichtung und Folksong in kulturellen Zentren.

Politischer und wirtschaftlicher Zentralismus, multinationale Konzerne und Großtechnik sind die Feinbilder der alternativen Bewegung. Der Titel des Buches von Ernst Friedrich Schumacher «Small is beautiful» ist zur Devise dieser Gruppen geworden. Ivan Illich – ein anderer noch lebender Repräsentant dieser Bewegung – feierte das Fahrrad als humanstes und ökonomischstes Fortbewegungsmittel.

Die Ablehnung zentraler Großeinheiten meint nicht nur solche in Industrie und Technik, sondern auch die der Administration. Die Tatsache, daß in einigen deutschen Ländern noch Neugliederungen auf kommunaler und Kreisebene durchgesetzt wurden, als der Zeitgeist sich vom Glauben an deren Vorzüge bereits wieder abgewandt hatte, war nachweisbar ein Grund für das Aufkommen Grüner Parteien und Bunter Listen. Vielleicht ist die Wiederauflösung der Stadt Lahn in ihre alten Teile Wetzlar und Gießen die verwaltungsgeschichtliche Wende dieser Zentralisierungstendenzen. Ich hoffe es wenigstens.

Schon wird die Zusammenlegungspolitik von Bay-

* Dieser Vortrag wurde bei den «Tübinger Tagen 1979» gehalten.

ern bis Ostfriesland einer Revision unterzogen, sei es aus Überzeugung der Regierung, sei es durch Gerichtsentscheidungen erzwungen.

Waren wir uns eigentlich bewußt, daß wir mit dieser Eingemeindungs- und Neugliederungspolitik die Zahl unserer gewählten kommunalen Mandatsträger dezimiert haben? Daß ein Mütterchen in einem Spessartdorf, das in eine 12 km über den Berg liegende Kleinstadt inkorporiert wurde, daß dieses Mütterchen wahrscheinlich nie mehr ihr Rathaus selbst aufsucht, und wenn sie es tut, dort anonyme Bürokraten und nicht vertraute Menschen anzutreffen meint? – Der Demokratie haben wir damit keinen Dienst erwiesen.

Wir sehen allenthalben, wie sich Vereine und Kirchengemeinden bemühen, das durch die Eingemeindungspolitik entstandene demokratische Vakuum der verwaltungsrechtlich nicht mehr existenten Orte auszufüllen. Die Kirchengemeinde in einem alten Dorf Berlins, der ich angehöre, wird zum Beispiel immer wieder aufgefordert, sich in ganz unkirchlichen Anliegen wie dem Schutz alter Villen zu engagieren, weil es eben keine gewählten Repräsentanten dieses Dorfes mehr gibt und die unterste Verwaltungsebene, der Bezirk, bereits eine anonyme und deshalb ferne Großstadt ist. Man verzeihe mir diese höchstpersönliche Abschweifung in ein Thema, für das ich als Bundesbeamter nicht zuständig bin. Aber es hängt sehr eng zusammen mit dem, was uns heute zusammenführt, mit Heimat und Umwelt.

II

Am Motto der sogenannten Alternativen «Small is beautiful» läßt sich allerdings auch aufzeigen, daß staatliche Umweltpolitik – und die habe ich hier zu vertreten –, daß diese staatliche Umweltpolitik solchen Postulaten nicht ohne Einschränkung zu folgen vermag.

Lassen Sie mich das am Beispiel der Energiepolitik erläutern. Solange wir auf fossile Brennstoffe angewiesen sind – und wir sind das sicher noch lange – so lange ist der Einsatz dieser Brennstoffe in Großkraftwerken mit Fernwärmenutzung sicher ökonomisch und ökologisch sinnvoller, als der in dezentralen Einzelfeuerungen.

Das Umweltbundesamt hat dieser Tage einen Forschungsbericht vorgelegt über die sogenannten polycyklischen aromatischen Kohlenwasserstoffe, von denen einige krebserzeugend sind. Nach diesem Bericht kommt der Hauptanteil dieser gefährlichen Stoffe aus den Kleinf Feuerungsanlagen unserer Wohnungen, aus Ölheizungen und Kohleöfen. Je

mehr es uns gelingt, die Wärmeherzeugung aus fossilen Stoffen zu zentralisieren, um so mehr können wir dieses Gesundheitsrisiko senken.

Andererseits ist nicht zu verkennen, daß wir in der Energiepolitik die Vorteile kleiner, dezentraler Anlagen lange übersehen haben. Das gilt sowohl für das unausgenützte Reservoir der industriellen Energieüberschüsse, insbesondere bei Kraftwärmekopplung, als auch für sich erneuernde alternative Energiequellen wie Biogas, Holz und Sonnenenergie. Amory Lovins hat – für mich überzeugend – nachgewiesen, daß diese dezentralen Energiesysteme oft nicht nur ökonomischer sind, sondern auch politisch geringere Risiken bergen als die so sensiblen Großtechnologien.

Wir werden allerdings auch in Zukunft Großkraftwerke brauchen, dort, wo es für eine ökologisch und ökonomisch günstigere Energienutzung nötig ist, müssen aber die dezentralen, vor allem die sogenannten sanften Energien, möglichst weit ausbauen.

Dieses Beispiel läßt sich, meine ich, verallgemeinern: Ohne Zentralinstanzen, Großtechnik und Industriezentren werden wir auch in Zukunft unseren sozialen und kulturellen Stand nicht halten können. Wir können nicht in die ja auch nur scheinbar heile Welt der vorindustriellen Gesellschaft zurückkehren. Wir können aber lernen, mehr als bisher die dezentralen, ressourcen- und rohstoffsparenden Produktions- und Arbeitsweisen überall dort einzusetzen, wo sie ökologisch sinnvoller sind.

Autos werden wir sicher auch in Zukunft in großen Fabriken bauen. Sollte aber das von Porsche im Auftrag der Bundesregierung konzipierte langlebige Automobil einmal kommen, dann werden wir vielleicht weniger Arbeiter am Fließband, dafür aber mehr in kleinen Handwerksbetrieben brauchen. – Und diese Arbeitsplätze sind gewiß humaner.

Ein letztes Beispiel zu diesem Thema: Der Fehler der Verkehrspolitik der Vergangenheit war nicht, daß man versuchte, autogerechte Städte zu bauen. Dem Auto als Individualfahrzeug wohnen bei allen seinen ökologischen Schattenseiten sicher auch Freiheits-, wohlstands- und kulturfördernde Vorzüge inne. Der Fehler der Verkehrspolitik lag vielmehr darin, daß man oft nur autogerecht plante und dabei das für den Nahverkehr vernünftigeren Fahrrad fast völlig aus unseren Städten verdrängte. Es ist weniger das Verdienst staatlicher Politik, sondern vor allem das der sogenannten grünen Bewegung, daß nun auch Staat und Gemeinden sich anstrengen, dem Fahrrad wieder seinen Platz als Verkehrsmittel zurückzuerobern. Das ist leider sehr schwierig, denn an vielen innerstädtischen Verkehrsadern ist einfach kein Platz mehr für einen

Radweg. Die Leidtragenden sind vor allem unsere Kinder und die Eltern zahlloser kindlicher Verkehrsoffer.

III

Lassen Sie mich nun auf ein Thema eingehen, das heute im Vordergrund der umweltpolitischen Auseinandersetzungen steht, das der Chemie.

Es ist nicht zu bestreiten, daß wir dank der grandiosen Leistungen der chemischen Industrie in den letzten hundert Jahren beachtliche Fortschritte im Kampf gegen Hunger und Krankheit, aber auch an Freiheit und Bequemlichkeit erzielt haben. Der berechnete Respekt vor diesen Leistungen der Chemie hat uns aber den ökologischen Preis übersehen lassen: Jede künstliche Stoffumwandlung beeinflusst, ja stört die Natur.

Hinzu kommt, daß unser Wissen um die Wirkungen chemischer Stoffe auf Mensch und Natur sehr unvollkommen ist. Die Kenntnis von den unbeabsichtigten Nebenwirkungen eines Chemikals kann schon denktheoretisch nie so gut sein wie die Kenntnis der beabsichtigten Wirkungen.

Schon heute sind durch Chemikalien zahlreiche Tier- und Pflanzenarten ausgerottet oder dezimiert worden, die meisten davon unbeabsichtigt. Chemische Stoffe gelten als Hauptursache des Krebses, der gefährlichsten Krankheit unserer Zeit.

Das Risiko, dem Mensch und Natur durch chemische Produktion und Produkte ausgesetzt sind, nimmt aus drei Gründen weiter zu:

1. weil die Größe der Produktionsanlagen noch wächst,
2. weil die Komplexität der Reaktionen und auch der Energieeinsatz in diesen Anlagen zunimmt,
3. weil Menge und Vielfalt der chemischen Stoffe, denen Natur und Menschen ausgesetzt sind, weiterhin wachsen.

Dies scheint mir eine naturgesetzliche Kausalität zu sein und nicht – wie der Vorsitzende des Chemieverbandes Professor Seefelder kürzlich vor der Hauptversammlung der BASF behauptete – «eine böswillige Unterstellung».

Der Widerstand der Menschen in den Industriestaaten gegen eine weitere unbedachte Chemisierung unserer Natur wächst seit Anfang der 70er Jahre spürbar. Eine der ersten Warnerinnen war Rachel Carson, deren «Stummer Frühling», 1962 Albert Schweitzer gewidmet, heute zu den Klassikern der ökologischen Literatur zählt, gleichsam die Prophezie eines globalen Seveso.

Inzwischen haben fast alle großen chemieproduzierenden Nationen Chemikaliengesetze erlassen oder

in Vorbereitung, nach denen jeder neu in Verkehr gebrachte Stoff vor der Vermarktung bestimmten Prüfungen auch hinsichtlich seiner Auswirkungen auf die Umwelt zu unterziehen ist. Auch hierzu liegt ein Entwurf vor, über den es – wie Sie gelesen haben – auch schon kontroverse Diskussionen gibt. Das ist auch gut so. Denn es ist ein schwieriges Unterfangen, eine so komplexe Materie bei so unvollkommenem Kenntnisstand über ihre Wirkungen und so großer volkswirtschaftlicher Relevanz einigermaßen praktikabel zu regeln.

Ich will hier die Kontroversen um dieses Gesetz nicht fortführen, sondern nur einige Grundsätze nennen, die wir in der weiteren Diskussion nicht aus den Augen verlieren sollten.

1. Wir müssen immer davon ausgehen, daß jede künstliche Stoffumwandlung Natur verändert, also in das Ökosystem eingreift. Je stärker die gewünschte Wirkung des Stoffes ist, desto stärker sind auch die meist unerwünschten Nebenwirkungen. Das gilt nicht nur für Medikamente und Pflanzenschutzmittel, deren Kontrolle schon bisher – wenn auch hinsichtlich der ökologischen Folgen unvollkommen – geregelt ist, sondern es gilt auch für alle übrigen Chemikalien des täglichen Gebrauchs, die bisher keiner ausreichenden staatlichen Kontrolle unterliegen.

2. Bei der Zulassung oder Duldung eines Chemikals ist also immer abzuwägen zwischen dem gewünschten Vorteil für das Individuum oder die Allgemeinheit einerseits und den Risiken für Mensch und Natur andererseits. Diese Abwägung kann nicht – wie bisher weitgehend geschehen – allein dem Produzenten oder dem Verbraucher überlassen werden, denn sie sind als Interessenten befangen.

Diese Abwägung von Vorteil und Risiko kann aber auch nicht in Expertenbeiräte verlagert werden. Solche Beiräte können und müssen zwar bei der Risikoabschätzung und den dazu erforderlichen Untersuchungsverfahren beteiligt werden.

Die eigentliche Abwägung des Für und Wider der Zulassung ist aber eine zutiefst politische Entscheidung, denn sie bürdet Menschen dieser oder der kommenden Generationen nie auszuschließende Risiken auf, und das kann nach unserer Verfassung nur die Volksvertretung oder die ihr verantwortliche Exekutive tun.

Deren Verantwortung ist um so größer, je weniger sich die potentiellen Opfer der Gefahr entziehen können. Besonders groß ist ihre Verantwortung gegenüber künftigen Generationen. Das gilt vor allem für erbschädigende oder besonders resistente Stoffe und radioaktive Substanzen mit langen Halbwertszeiten. Hierbei haben wir uns der moralischen Frage

zu stellen, wieviel Wohlstand wir uns auf Kosten späterer Generationen leisten können.

3. Da aber auch zugelassene Chemikalien die Umwelt gefährden können – sei es, daß man das Risiko wegen ihres Nutzens bewußt in Kauf genommen hat, sei es, daß man es gar nicht kannte – müssen wir alle als tägliche Verbraucher solcher Stoffe lernen, behutsam damit umzugehen.

Auch Hausfrau und Hausmann, Landwirt und Gärtner, Gewerbetreibender und Kommune müssen bei Anwendung von Chemikalien stets daran denken, daß sie das Ökosystem stören, und sich fragen, ob dieses Riskiko durch den gewünschten Vorteil gerechtfertigt ist: Lohnt es sich um der Schönheit eines Apfels willen, auch Pestizide zu versprühen? Lohnt es sich, die Ozonschicht durch Sprühmittel zu gefährden, wenn es auch mechanisch betriebene Spraydosen gibt?

Wenn man dem Bürger als Verbraucher solche Verantwortung für die Umwelt zumutet, dann muß man ihn allerdings auch über deren Wirkungsmechanismen informieren, und zwar in einer Sprache, die er versteht. Hier kommt der staatlichen Information, aber auch den Medien, eine wichtige Aufgabe zu.

Auch die Industrie sollte aber bedenken, daß das verbreitete Unbehagen gegenüber der Chemie oft auch aus mangelnder Kenntnis über ihre Abläufe herrührt. Seit jeher neigen die Menschen dazu, Unbekanntes, Geheimnisvolles zu dämonisieren. Deshalb sollten auch die Produzenten offener die potentiell Betroffenen über mögliche Risiken bestimmter Stoffe informieren. Argumente wie «keine Panikmache» oder «Pferde nicht scheu machen» dienen weniger dem Abbau dieses Unbehagens, als das Prinzip einer maximalen Transparenz. Bunte Anzeigen aus der heilen Welt der Chemie, wie sie z. Z. unsere Zeitungen beglücken, sind allerdings nicht das, was ich unter Transparenz verstehe.

IV

Diese Verantwortung des einzelnen Verbrauchers für den richtigen Umgang mit potentiell umweltgefährdenden Stoffen leitet zu einem anderen Thema über, das in der Umweltdiskussion eine wichtige Rolle spielt, dem der Freiheit.

Ein Haupteinwand aller «Grünen» oder «Alternativen» gegen Großtechnik im allgemeinen, Kernenergie im besonderen, ist der, daß sie unvermeidlich Freiheit bedrohe. Dieser Einwand ist nicht einfach vom Tisch zu wischen.

Die politischen Risiken der Abhängigkeit einer Gesellschaft von sensiblen großtechnischen Anlagen

mit erheblichem Störpotential sind wahrscheinlich größer als deren technische Risiken.

Lassen Sie mich das an einem scheinbar weithergeholtten Beispiel erläutern: Der Deutsch-Amerikaner Karl August Wittfogel ist in seinem Buch über die Orientalische Despotie der Frage nachgegangen, warum in bestimmten Ländern dieser Erde seit Menschengedenken nie anders als despotisch regiert wurde, im Nahen Osten zum Beispiel und im Iran. Selbst Verfassungsformen wie die des europäischen Feudalismus, der immerhin ein System von Rechten und Pflichten der Herrschenden und auch Machtkontrollen kannte, selbst ein solches System konnte in diesen Ländern nie aufkommen. Wittfogel führt das auf die Wasserwirtschaft dieser Zonen zurück, auf das komplizierte Be- und Entwässerungssystem, von dessen Funktionieren Wohl und Wehe der Menschen abhing. Derjenige, der dieses großtechnische System beherrschte, war damit Herr über Leben und Tod seiner Mitmenschen. Wittfogel nennt diese Despotien deshalb auch hydraulische Gesellschaften.

Wir sehen an diesem Beispiel, wie sehr die Abhängigkeit vom Funktionieren großtechnischer Systeme Verfassung und Freiheit einer Nation beeinflussen kann und wie wichtig es ist, darauf zu achten, solche Abhängigkeiten zu vermeiden oder zu begrenzen. Die Exponenten der sogenannten «Grünen» in unserem Land übersehen allerdings oft einen anderen freiheitsbedrohenden Faktor, der ihrer eigenen Ideologie zugrundeliegt, den der verordneten Askeses. Der Bundestagsabgeordnete Herbert Gruhl, gewiß ein Mann von großen Verdiensten um die Förderung des Umweltbewußtseins in diesem Lande, fordert im Manifest seiner «Grünen Aktion Zukunft», daß Werbung für unnötige Artikel einzustellen sei. Bei Verwirklichung dieser Forderung hätten wir eine Bürokratie, die entscheidet, was nötig ist und was nicht.

Carl Friedrich v. Weizsäcker hat einmal gesagt, eine demokratische Askese gebe es ebensowenig wie eine asketische Demokratie. Einer freiwilligen Askese seien meist nur Eliten fähig.

Nicht nur die außerparlamentarischen Grünen, sondern auch führende Köpfe parlamentarischer Parteien neigen dazu, zuerst nach dem Staat zu rufen, wo es doch gilt, zunächst die Mitbürger von der Richtigkeit ökologischen Verhaltens zu überzeugen. Es gibt Männer, die auf überzeugende Weise darzulegen verstehen, zu welchem ökologischen Raubbau die bisherige Verkehrspolitik geführt hat oder die europäische Agrarpolitik mit ihrem Zwang zu immer höherer, nur durch Großeinsatz von Chemikalien möglicher Überproduktion, die dann wieder

unter erheblichen Umweltbelastungen denaturiert werden muß.

Wenn der gleiche Redner dann aber einem weiteren Ausbau staatlicher Investitionslenkung zugunsten eines qualifizierten Wachstums das Wort redet, fragt man sich, woher er angesichts der von ihm zuvor gegeißelten staatlichen Fehlplanungen das Vertrauen nimmt, daß der Staat als Investitionslenker das ökologisch Vernünftige tun werde:

Die großen ökologischen Sünden im Rheintal sind durchweg nicht durch unkontrollierten Kapitalismus, sondern durch staatliche Fehlplanungen verursacht worden.

Nicht bessere Einsicht des Staates hat die Autobahnplanungen früherer Jahre inzwischen zur Makulatur gemacht. Vielmehr reagierte der Staat nur auf einen deutlichen Meinungsumschwung seiner Wähler, wie das in funktionierenden Demokratien auch sein soll.

Aus all diesen Erfahrungen zeigt sich für mich, daß die als freie Marktwirtschaft entstandene, zur sozialen Marktwirtschaft fortentwickelte Form unserer Wirtschaftsverfassung durchaus in der Lage ist, vor der großen Herausforderung des Umweltschutzes zu bestehen, wenn sie um die ökologische Dimension ergänzt wird. Diese soziale Marktwirtschaft hat es, wie empirisch leicht zu belegen ist, im letzten Jahrzehnt auch wesentlich besser verstanden, der ökologischen Wende gerecht zu werden als sozialistische Bürokratien. Allerdings wird der Staat ihr auch in Zukunft den ökologischen Rahmen setzen müssen.

Entscheidend für das Bestehen der Herausforderung ist aber, daß alle am Markt Beteiligten, Produzenten, Handel und Konsumenten, lernen, sich auch dann umweltbewußt zu verhalten, wenn die umweltschädlichere Alternative durchaus legal wäre.

V

In den Auseinandersetzungen um tatsächliche oder vermeintliche Umweltgefahren industrieller Vorhaben spielt ein Argument häufig eine Rolle, das ich hier kurz ansprechen möchte: Die Befürworter eines Vorhabens – eines Kraftwerks zum Beispiel – bezeichnen häufig die Einwände der Gegner dieses Vorhabens als irrational.

Wir sollten schon aus Gründen der Fairneß mit solchen Argumentationsmustern – hier Rationalität, dort Irrationalität – etwas vorsichtiger umgehen.

Die meisten Konflikte des Umweltschutzes basieren auf unterschiedlichen Prognosen. Prognosen über Wachstum, Energiebedarf, über die Eintrittswahr-

scheinlichkeit von Störfällen oder Krankheiten. Die prognostischen Fähigkeiten des Menschen sind trotz moderner Computer- und Prognosemethoden sehr unvollkommen, nicht zuletzt deshalb, weil wir immer nur Erfahrungen der Vergangenheit in die Zukunft transponieren, aber nie Zukunft selbst voraussehen können.

Am wenigsten prognostizierbar ist das menschliche Verhalten. Deshalb arbeiten alle seriösen Prognosen mit Bandbreiten zwischen der pessimistischen und der optimistischen Alternative.

Bei allen diesen Prognoseversuchen arbeiten wir unvermeidlich mit einem gehörigen Anteil Irrationalität, weil es letztlich von unserer irrationalen Weltanschauung abhängt, welcher Alternative wir die größere Wahrscheinlichkeit einräumen. Hinzu kommt, daß Werte, an denen sich die Zielkonflikte des Umweltschutzes letztlich entzünden – Wohlstand, Freiheit, Glück, Sicherheit, Gerechtigkeit – daß diese Werte selbst nur bedingt rational vergleichbar und abwägbar sind.

Wir können keine allgemeine Werthierarchie aufbauen des Inhalts, daß Freiheit immer vor Sicherheit gehe oder umgekehrt, daß Gesundheit wichtiger sei als soziale Gerechtigkeit. Das kann nur das Individuum für sich entscheiden.

Die Diskussion zwischen Umweltschützern und ihren Kontrahenten wäre also nützlicher, wenn man sich nicht gegenseitig Irrationalität vorwürfe, sondern versuchte, das rational Erfassbare gemeinsam zu klären und die beiderseitige Irrationalität zu reflektieren.

VI

Lassen Sie mich abschließend noch ein Thema ansprechen, das einen Verband wie den Ihren sicher auch schon beschäftigt hat, das der umstrittenen altruistischen Verbandsklage.

Im Unterschied zu vielen meiner für die Umwelt engagierten Freunde habe ich eine solche Verbandsklage seit Jahren nur für diejenigen Rechtsbereiche gefordert, in denen nach geltendem Recht in der Regel niemand berechtigt ist, die Belange der eigentlich Betroffenen zu vertreten. Das gilt insbesondere für Naturschutz und Landschaftspflege, aber auch für den Denkmalschutz.

Wenn sich Staat, Eigentümer und Nachbarn darin einig sind, einen Hotelpalast in ein bisher unzerstörtes Mittelgebirge zu setzen, dann ist heute niemand befugt, die verletzten Interessen der Wanderer und Naturfreunde vor Gericht zu vertreten.

Die Bedenken vieler Behörden und Richter, eine solche altruistische Verbandsklage sei unserem Rechts-

system fremd und führe zu unzuträglichen Prozeßlawinen, wiegen so schwer nicht, wenn man sich die Erfahrungen benachbarter Staaten wie zum Beispiel Frankreich mit durchaus ähnlicher Rechtskultur ansieht. Ich freue mich daher, daß das bremische Naturschutzgesetz hierin vorangegangen ist und das hessische ihm zu folgen scheint.

Gewiß, wir werden noch einige Probleme zu lösen haben, vor allem bei Auswahl und Anerkennung klageberechtigter Verbände. Aber wir sollten hierbei nicht zu ängstlich sein. Manche Fehlplanung, die auch hierzulande Unersetzliches gestört oder zerstört hat, wäre vielleicht vermieden worden, hätten wir dieses Rechtsinstitut schon früher gehabt.

VII

Ich habe versucht, anhand einiger Beispiele zu skizzieren, vor welche Aufgaben die Menschheit angesichts der Endlichkeit unserer Erde und ihrer Ressourcen gestellt ist und wie sie diese Aufgaben vielleicht bewältigen kann.

Weite Bereiche drohender Zerstörung unserer Lebensgrundlagen habe ich gar nicht erwähnt: Ich

habe nicht von der Gefahr der Klimaänderung bei weiterer Kohlendioxydbelastung gesprochen, auch nicht von der Gefährdung unserer Weltmeere durch Chemikalien und Öl. Auch unsere Gewässer und unser Boden werden noch immer stärker belastet, als ihre Selbstreinigungsmechanismen auszuhalten vermögen. Der Verkehrslärm ist immer noch eine Geißel für Millionen von Menschen.

Das alles zeigt, daß die oben zitierte Wende im Bewußtsein der Menschen noch lange nicht alle Zeitgenossen und Verwaltungen erreicht hat und daß die düstere Prophezeiung Albert Schweitzers, der Mensch werde am Ende die Erde zerstören, noch nicht widerlegt ist.

Der vielzitierte Widerspruch zwischen Ökonomie und Ökologie hindert immer noch viele umweltpolitische Bemühungen. Dabei ist dieser Widerspruch nicht so unauflösbar, wie es scheint.

Novalis hat einmal gesagt: «Man muß die ganze Erde wie ein Gut betrachten und von ihr Ökonomie lernen.» Folgen wir diesem Rat und betreiben wir Ökonomie nicht mehr rein anthropozentrisch und gegenwartsbezogen, dann bietet dieser Planet auch für künftige Generationen Platz für ein soziales und menschenwürdiges Dasein.

Heimat ist für mich zuerst das, was ich sehe, was mich umgibt, worin ich lebe, wohne, alles, woraus sich der Begriff Heimat im jungen Menschen zusammenfügt. Und diese Heimat des Anschauens, des Wohnens, des Lebens ist kaputt. Lang bevor man wieder Heimat trug, zog ich im Land herum, las vor und redete und schrieb und schrie: Rettet, was eure Heimat ist, rettet euch selbst, bevor es zu spät ist! Hört auf, das Land zu betonieren, hört auf, die Wiesen und Wälder zu zerstückeln, hört auf, die Äcker in Fabriken zu verwandeln, die Dörfer in Städte, laßt euren Kindern noch das Abenteuer Natur, anstatt den Abenteuerspielplatz! Es war umsonst. Jahraus, jahrein ging das Morden weiter; die Mörder meiner Heimat heißen Gier, Habgier, Wachstumsrate; in Planungsbüros werden sie gezeugt, sie kriechen aus den Schreibtischen, und nichts kann sie aufhalten. Oder haben Sie etwa nicht miterlebt, was aus dem Fils-, dem Rems-, dem Neckartal geworden ist? Was von der Filderhochebene übrigblieb? Wie man die letzten natürlichen Blumen, Bäume, Tiere vertrieben hat? Ich sehe sie sterben seit vielen Jahren, ganze Gattungen verschwinden von der Erde, und zuletzt sind wir selber dran.

Denen, die heute jung sind, für die meine zerstörte, geschändete Landschaft Heimat bedeutet, rufe ich zu: Rettet die Reste der Reste! Pflanz Büsche unter Verkehrsverteiler, streut Unkraut über die Wälle. Was die Bagger einmal zerstörten, kann nicht mehr zurückgeholt werden, denn es ist in Jahrhunderten gewachsen. In den USA gilt es als Regel: links und rechts der Autostraße 150 Meter breit ist die Vegetation vom Bleigift befallen und nicht mehr für menschliche Nahrung geeignet. Obst-, Gemüse-, Getreideanbau. Machen Sie den Versuch und legen Sie diesen Maßstab über die Filderebene, Sie werden kaum einen unvergifteten Krautacker mehr finden nach den neuesten Straßengroßtaten. Wir aber essen das Kraut und das Korn und die Kartoffeln trotzdem. Trotz alledem. Doch was einmal betoniert wurde, läßt sich nie mehr in Erde zurückverwandeln, in der etwas wächst.

Mein Beruf ist schreiben, und weil ich meine Heimat einst liebte, schrieb ich Heimatgedichte. Kein Gedicht hält einen Bagger auf. Sie aber können ihn noch aufhalten: rotten Sie sich zusammen, gründen Sie Bürgerinitiativen, kämpfen Sie um Biotope, ein kleines Stück unveränderte Landschaft für ein paar Kriechtiere, ein paar Vögel, ein größeres Stück, damit der Fasan, das Rebhuhn, der Auerhahn nicht ausstirbt, kämpfen Sie um eine Margeritenwiese, die es im Taunus hinter Frankfurt schon nicht mehr gibt, kämpfen Sie um jeden einzelnen Baum in Ihrer Heimat!

Margarete Hannsmann

Zur Baugeschichte des Schlößchen Einsiedel

Siegwalt Schiek

«In diesem Wald gibt es auch ein kleines Schloß. Es war kunstfertig erbaut und mehr als Lustschloß als auf Größe hin errichtet worden vom ersten Herzog der Württemberger, Eberhard im Bart. Er hatte es mit breiten und auch zur Abwehr von Angriffen hohen Mauern erbaut auf einer kleinen Ebene, wo das hohe Haus mit Bruchsteinen hochgeführt war. Es umfaßt drei oder bis unter das Dach vier Stockwerke, dort sind das Gemach des Fürsten und die Zimmer der Adelligen. Es hat ein flaches, nicht nach deutscher, sondern italienischer Art konstruiertes Dach. Innen am Eingang des Hauses ist ein für den Hofstaat bestimmtes Atrium, das jedoch allein der Erquickung dient; sie sollen dort weder wohnen noch schlafen. Außerhalb sind Ställe für Pferde und Wohnungen für Reiter (Ritter?). Tagsüber werden nur Adelige hereingelassen, weshalb ein Wächter

das Tor bewacht. Außerdem hat Herzog Eberhard einen Graben herumziehen lassen (alles wie bei einer Burg) mit einer auf Pfählen ruhenden Zugbrücke, die über Nacht gewöhnlich in den Torbau hochgezogen wird.»

So lautet, ins Deutsche übertragen¹, die älteste uns überlieferte Beschreibung des Schlößchen Einsiedel, das Graf Eberhard V (im Bart) sich im Jahre 1482 bei dem etwa zwei Jahrzehnte zuvor von ihm eingerichteten Gestüt im Schönbuch inmitten einer Rodungsfläche hatte erbauen lassen. Diese Beschreibung ist zwar von den verschiedensten Autoren, die sich mit dem Schlößchen, seiner Baugeschichte oder seinen sonstigen Geschicken beschäftigt haben, zitiert; die Quelle war jedoch – wie Julius Baum (1905) oder Adolf Schahl (1969)² gestehen mußten – nicht mehr bekannt. Sie konnte nunmehr wieder ausfindig ge-

Abb. 1 Der Torbau von außen. – (Foto: Dr. H. Hell, Reutlingen)





Abb. 2 Die Innenfront des Schlößchens. Im Vordergrund die äußere Umfassungsmauer, dahinter – von Efeu überwuchert – ein Rest der inneren Umfassungsmauer. (Foto: Dr. H. Hell, Reutlingen)

macht werden. Die Beschreibung findet sich in einem 1545 zu Freiburg i. Br. erschienenen Bändchen, das sich mit den Taten des Herzogs Ulrich beschäftigt³. Der Autor ist Johannes Tethinger, ein Schulmeister, der um 1480 in Tübingen geboren wurde und dessen Lebensweg über Rottweil, Pfullendorf und Meßkirch nach Freiburg führte, wo er 1558 als Leiter der dortigen Lateinischen Schule verstarb. Den vollen Wortlaut jener Schrift von Johannes Tethinger brachte dann Simon Schardius in den «Germanicarum Rerum, Tomus II» zum wiederholten Abdruck. Die Schrift von Tethinger gewinnt an Wert, nachdem wir die Zeit ihrer Entstehung eingrenzen können und die Herkunft des Autors bekannt ist. Die Aufzeichnungen über das Schlößchen sind nur etwa 60 Jahre nach dessen Bau entstanden und durch einen Mann niedergeschrieben, der als geborener Tübinger und als Student in seiner Hei-

matstadt das Schlößchen aus eigenem Erleben gekannt haben dürfte.

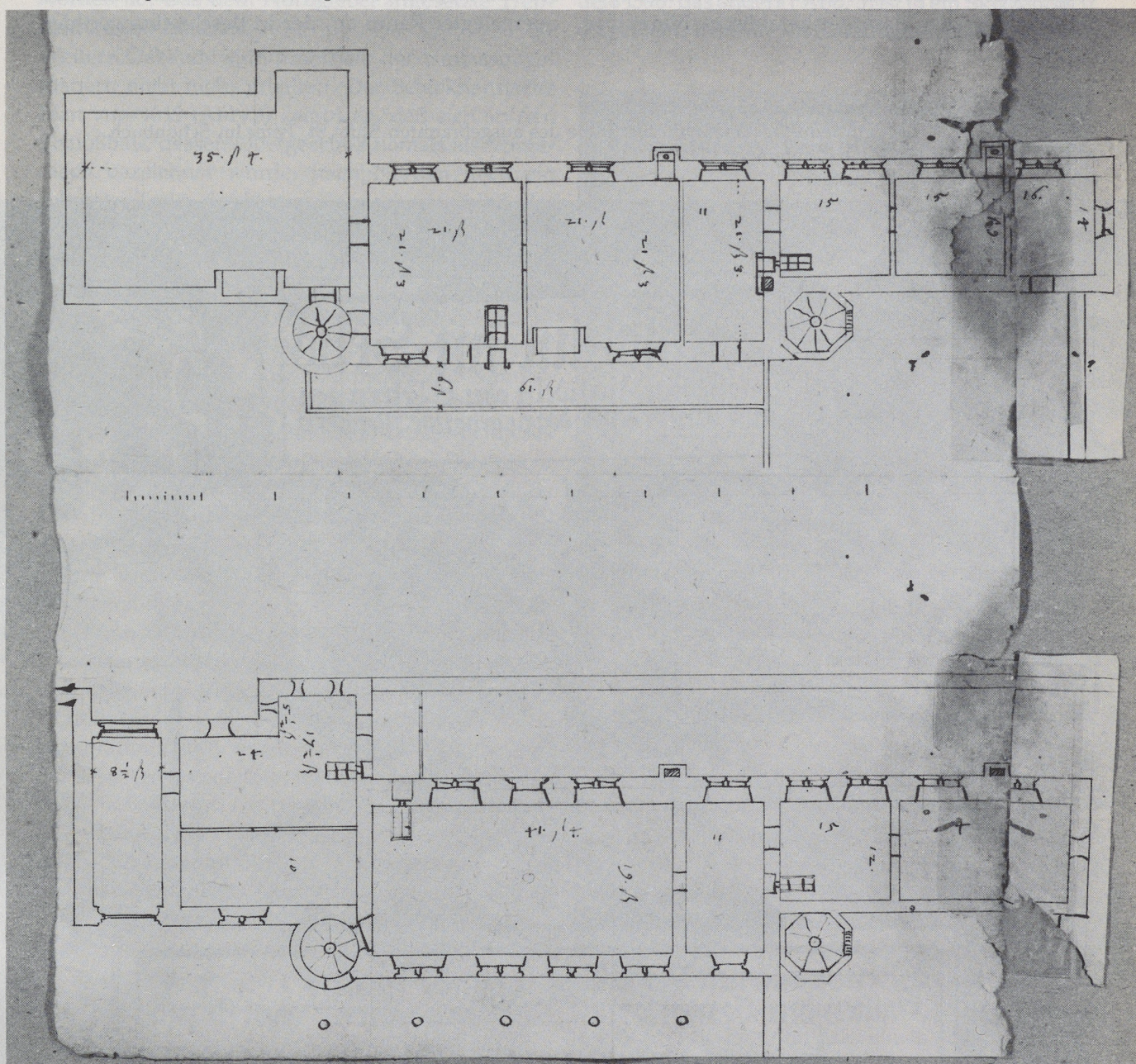
Wie verhält sich nun diese Überlieferung zu dem heutigen Baubestand? Was läßt sich in die Zeit des Bauherrn zurückverfolgen, was wurde geändert, wo haben wir jüngere Zutaten zu sehen? Um diesen Fragen und dem Versuch einer Beantwortung näherzutreten zu können, wollen wir erst einmal den heutigen Bestand betrachten und anschließend herausfinden, was noch nachweisbar, aber inzwischen abgegangen ist.

Die Anlage (Abb. 6 oben) wird von einem nahezu rechtwinklig geführten Mauergeviert umschlossen, einer Mauer, die weniger der Abwehr feindlicher Truppenansammlungen dienen konnte, sondern wohl vielmehr den Sinn hatte, kleineren räuberischen Banden Einhalt zu gebieten und den Zugang zu verwehren. Ihre gegen Südwesten gerichtete

Ecke ist abgeschrägt, Schießscharten verstärken das wehrhafte Gepräge dieser Mauer, deren einstige Höhe nirgends mehr vollkommen erhalten ist. An der Süd- und Ostseite ist sie nahezu völlig abgetragen. Der bereits erwähnte und der Mauer allseitig vorgelagerte Graben von fünf bis sechs Metern Breite war einstmals sicher mit Wasser gefüllt und verstärkte den Schutz. Seine Außenwand bildet eine Futtermauer, die im Osten schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts vollkommen abgegangen war. Innerhalb der Umfassungsmauer verlief ein Zwinger, also ein offener Umgang, der gegen den Hof durch eine innere Umfassungsmauer begrenzt wurde.

Von dieser inneren Mauer stehen nur noch zwei von der gegen Südosten gerichteten Ecke ausgehende Reste. Sie sind von schartenartigen Fenstern durchbrochen, durch die Südseite führt eine wohl jüngere Tür in den Zwinger. An der Ecke ist die Mauer ebenfalls unterbrochen, hier führte ein Durchgang in ein dieser Ecke vorgelagertes Türmchen, das – wie in der Grasnarbe verborgene Fundamente vermuten lassen – wohl rund war. An den beiden Ansätzen dieses Türmchens an der Mauer findet sich ebenfalls je eine Schießscharte; von ihnen aus konnte der Zwinger mit Schußwaffen bestrichen werden. An der Westseite führt eine Steinbrücke mit gerin-

Abb. 3 Pläne des Schloßchens von Heinrich Schickhardt, 1619. Unten: Erdgeschoß, oben: Obergeschoß.
(Foto: Hauptstaatsarchiv Stuttgart)



gem Wasserdurchlaß zum Tor (Abb. 1). In den Torgang, der eine flache, stuckierte Kassettendecke trägt, münden zwei Türen, die rechte führte in einen Bau, der schon vor 1800 abging und an dessen Stelle heute eine moderne Wandergaststätte steht, die linke in einen Raum, der heute als Küche dient. Er trägt eine Holzdecke, deren Unterzug auf einer Holzsäule mit schraubig gedrehtem Schaft und diamantiertem Kämpfer ruht. Dieser Raum ist bis zur äußeren Umfassungsmauer vorgezogen, eine Tür führt in nördlicher Richtung nach außen in den Zwinger. Der Raum mag einst als Wachstube gedient haben, zumal früher, wie ein Plan von Heinrich Schickhardt aus dem Jahre 1619 zeigt (Abb. 3), von hier aus keine innere Verbindung zum eigentlichen Schloßchen bestand. Über «Wachstube» und Torgasse liegt ein großer Raum. Seine Wände tragen Freskenmalereien, darunter heraldische Bilder und

Jagdszenen, die heute jedoch durch eine Vertäferung verdeckt sind.

An diesen Bau, den wir als Torbau bezeichnen wollen, schließt sich nach Norden und leicht gegen den Hof versetzt als rechteckiger Trakt das eigentliche Schloßgebäude an (Abb. 2). Es ist ebenfalls zweistöckig. Zwischen seiner westlichen Außenwand und der äußeren Umfassungsmauer ist der Zwinger wesentlich schmaler. Der Zugang zum Inneren führt durch einen runden Treppenturm. Im Erdgeschoß öffnet sich halbrechts eine Tür zu einem Saal mit einer Felderdecke, deren Unterzug an den Stirnseiten auf akanthusblattgeschmückten Steinkonsolen ruht und in der Mitte von einem an den Kanten abgefasten Holzpfeiler gestützt wird. Wie alle Räume nimmt dieser Saal die ganze Breite des Hauses ein. Nördlich schließt sich an ihn ein schmaler, quergelegter Raum an, der in Beschreibungen des

Abb. 4 Das Schloßchen Einsiedel, rechts davon die Ruine des ausgebrannten Stifts St. Peter im Schönbuch. Aus dem Seebuch des Jacob Rammingen 1596. (Foto: Landesbibliothek Stuttgart)



19. Jahrhunderts als Metzigg bezeichnet wird. Demnach wurde hier wohl das bei den großen Jagden angefallene Wildbret zerlegt.

Zum Turm zurückgekehrt, gelangen wir über eine Wendeltreppe in das Obergeschoß, dem hofseitig eine von hölzernen Pfeilern getragene Galerie vorgelagert ist. Noch 1861 führte hier eine bemalte Holztür, die dichter am Treppenturm lag als die heutige, in die sogenannte Tafelstube, jenen bereits erwähnten Raum im Obergeschoß des «Torbaues». Ursprünglich von dieser Tafelstube, heute vom Treppenturm aus, führt eine Tür mit der Jahreszahl 1619 und dem Steinmetzzeichen $\frac{Y}{X}$ (beides heute von einem Holzrahmen verdeckt) in zwei hintereinandergereihte Zimmer. Ein schmaler Raum, früher als Gang bezeichnet, schließt das Obergeschoß nach Norden ab. Das dem Nordgiebel angesetzte Treppenhaus ist modern.

Weitere Gebäude sind innerhalb der Umfassungsmauern nicht mehr erhalten. Der Schickhardtsche Plan von 1619 (Abb. 3) zeigt uns, daß sich an den Schloßbau, dessen Obergeschoß damals als Vorge-mach bezeichnet wurde, nach Norden noch ein schmaler Trakt, das hintere Gemach, anschloß, der im Erd- und Obergeschoß je drei Kammern enthielt. Im Erdgeschoß erfolgte der Zugang durch die Metzigg, im Obergeschoß von dem darüberliegenden Gang aus. In dem Winkel, der sich durch den Rücksprung jenes schmalen Baukörpers ergab, stand offensichtlich ein achteckiges Türmchen mit Wendeltreppe, über das jedoch nichts weiter bekannt ist. An die gegen Osten gerichtete Langseite dieses schmalen Bautraktes schloß sich rechtwinklig ein in der Höhe dem Schloß nicht nachstehendes Gebäude an (Abb. 6 Mitte). Eine Beschreibung von 1817⁴ verrät uns, daß das Erdgeschoß im wesentlichen zwei Räume enthielt: die sogenannte Silberkammer und die Jägerstube, in der sich wohl während der großen Jagdveranstaltungen die Jagdknechte aufhielten. Unter dieser Jägerstube lag eine unterirdische, gewölbte Brunnenstube, zu der sieben Stufen und ein gedeckter Gang führten. Im Obergeschoß lagen Wohnräume. 1878 wurde dieser Bau einschließlich des schmalen nördlichen Schloßtraktes abgerissen, mit dem Bauschutt wurde die Brunnenstube aufgefüllt und der Platz planiert. Das noch verwendbare Abbruchmaterial erwarb die Gemeinde Pfrondorf zum Bau ihres Rathauses.

Schon 1839 abgebrochen wurde die «große Hofküche», ein isoliert stehendes Gebäude, das einen Keller, eine Backstube, die Küche, zwei Stuben und zwei Kammern enthielt. Die früheste Flurkarte zeigt uns, daß diese große Hofküche am Nordende der Ostseite im Zwinger zwischen den beiden Umfas-

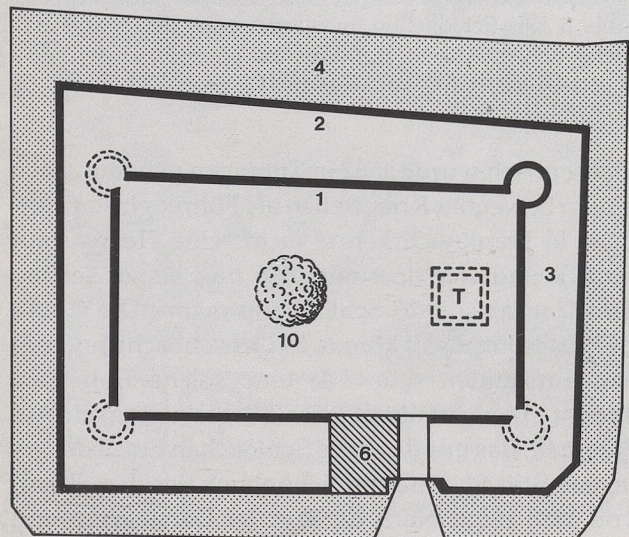
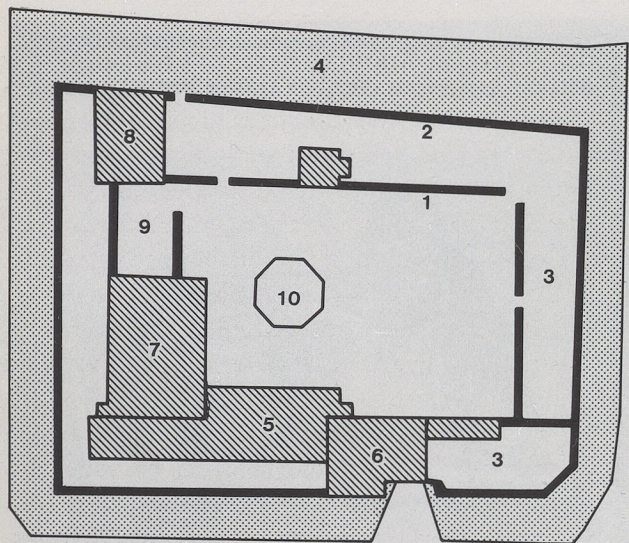
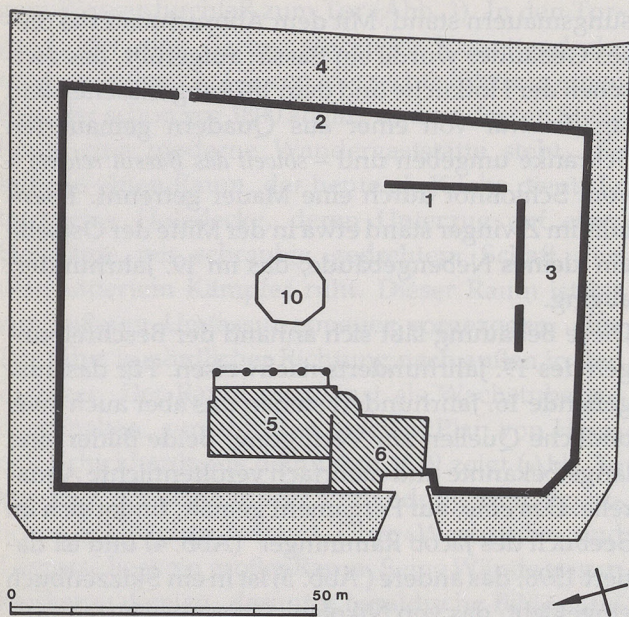
sungsmauern stand. Mit dem Abbruchmaterial dieses Gebäudes wurde ein Bassin aufgefüllt, das zwischen der Hofküche und dem 1878 abgerissenen Bau lag. Es war von einer aus Quadern gemauerten Schranke umgeben und – soweit das Bassin reichte – vom Schloßhof durch eine Mauer getrennt. Ebenfalls im Zwinger stand etwa in der Mitte der Ostseite ein kleines Nebengebäude, das im 19. Jahrhundert abging.

Diese Bebauung läßt sich anhand der Beschreibungen des 19. Jahrhunderts nachweisen. Für das ausgehende 16. Jahrhundert stehen uns aber auch zwei bildliche Quellen zur Verfügung. Beide Bilder sind längstbekannte und mehrfach veröffentlichte Aquarelle. Das eine, auf Pergament gemalt, findet sich im Seebuch des Jacob Ramminger⁵ (Abb. 4) und ist datiert 1596, das andere (Abb. 5) ist in ein Skizzenbuch eingeklebt, das von Nikolaus Ochsenbach stammt⁶.



Abb. 5 Das Schloßlein im Skizzenbuch des Nikolaus Ochsenbach, Ansicht von Westen.
(Foto: Landesbibliothek Stuttgart)

Ochsenbach wurde 1562 in Tübingen geboren, nach einem bewegten Kriegsleben als Führer eines Fähnleins in Frankreich kehrte er in seine Heimatstadt zurück und war dort seit 1596 und bis zu seinem Tode im Jahre 1626 Schloßhauptmann. Die Abbildung des Einsiedel könnte in Ochsenbachs Jugendzeit entstanden sein. Für eine solche Datierung spricht ein ebenfalls in jenes Büchlein eingeklebtes Aquarell, das uns das beim Schloßlein Einsiedel gelegene Stift St. Peter im Schönbuch vor dem Brand von 1580 zeigt. Nach der Art der Darstellung sind



die Bilder zeitgleich. Sollte dieses zutreffen, müßte die Darstellung des Schloßchens spätestens 1580 von dem damals 18jährigen Ochsenbach selbst oder einem anderen gemalt sein. Das Bild aus dem Seebuch des Jacob Ramminger (Abb. 4) scheint – was die Anordnung der Bauten betrifft – nicht sehr genau zu sein. An der West- und Ostseite erkennen wir je ein rechteckiges Gebäude, auch an der Südseite stehen innerhalb der Mauer zwei kleine Bauten, zwischen ihnen ein Turm mit vorkragendem Obergeschoß. In der Mitte des Hofes ist deutlich der angeblich von Graf Eberhard gepflanzte Weißdorn zu sehen. Der Torbau ist kaum erkennbar. Auf dem Ochsenbachschen Aquarell (Abb. 5), das die Ansicht von Westen zeigt, erkennen wir deutlich die äußere Umfassungsmauer mit dem aus der Mitte nach Süden gerückten Tor. Links davon steht der bis zu dieser Mauer vorgezogene Torbau, was der Wirklichkeit entspricht. Die Nordseite nimmt ein langer Fachwerkbau ein, ein Vorgänger des 1878 abgerissenen Gebäudes, nach der Art der Darstellung wohl ein Wirtschaftsgebäude. In der Nordostecke erhebt sich die mehrstöckige «große Hofküche», die offensichtlich – wie uns schon die älteste Flurkarte verraten hat – innerhalb des Zwingers, also zwischen den beiden Umfassungsmauern steht. Ebenfalls im Zwinger folgt auf der Ostseite nach Süden ein kleiner Bau mit Pyramidendach. Auch das inzwischen abgegangene Türmchen an der Südostecke der inneren Umfassungsmauer ist deutlich auszumachen. Zwischen dem Weißdorn, dessen weit ausladende Krone von einem Säulenkranz gestützt wird, und der Hofmauer steht der Turm, der uns schon von dem Bild des Jacob Ramminger bekannt ist. An der Westseite sehen wir beiderseits des Torbaues offensichtlich kleine und unbedeutende Nebengebäude, deren Dächer nur wenig über die Mauer ragen. Der bei Ramminger nur angedeutete Turm ist bei Och-

Abb. 6 Oben: Der heutige Baubestand
Mitte: Der Baubestand von 1839 (nach der ältesten Flurkarte)
Unten: Rekonstruktionsversuch des Eberhardschen Schloßchens. Von den vier Ecktürmchen ist zwar nur der gegen Südosten gerichtete nachweisbar. Da von ihm aus der Zwinger mit Schußwaffen zu bestreichen war, müßten jedoch an den drei übrigen Ecken entsprechende Türmchen gestanden haben. Innerhalb der Nordseite stand vielleicht noch ein Nebengebäude. T = Ungefäher Standort des Turmes. – 1 = Innere Umfassungsmauer. – 2 = Äußere Umfassungsmauer. – 3 = Zwinger. – 4 = Graben. – 5 = Heutiger Schloßbau. – 6 = Torbau. – 7 = Ostflügel mit Silberkammer, Jägerstube und Wohnung des Försters. – 8 = Große Hofküche. – 9 = Wasserbassin. – 10 = Weißdorn.

senbach wesentlich deutlicher dargestellt. Der Eingang scheint von Süden in das Innere zu führen. Etwa in Höhe des ersten Obergeschosses zeigt er verglaste Rundbogenfenster, das oberste Geschoß ruht vorkragend auf steinernen Konsolen. Auf der Spitze des Pyramidendaches sind zwei Hirschgeweihe wiedergegeben. Was wir auf dem Bild des Nikolaus Ochsenbach vermissen, ist jedoch das Herrschaftshaus des Schlosses, das doch eigentlich nördlich an den Torbau anschließend als mächtiger Bau den größten Teil der Westseite einnehmen mußte. Wir dürfen kaum annehmen, daß der Maler die Wiedergabe dieses von seiner Funktion her wesentlichste Gebäude der Anlage vergessen haben sollte. Ich meine daher, daß dieser Bau damals noch gar nicht stand, sondern möchte vielmehr annehmen, daß wir als Kern des Eberhardschen Schloßchens jenen Turm anzusehen haben. Dieser Turm mit seinen großen Fenstern dürfte das «hohe Haus mit Bruchsteinen hochgeführt» gewesen sein, das Tethinger nennt und das «drei oder bis unter das Dach vier Stockwerke» umfaßt. Das Pyramidendach mag eine spätere Zutat an dem ursprünglich flach gedeckten Bau sein. Aber auch die Hirschstangen geben zu denken: Sollten sie eine Anspielung des Malers auf das gräfliche bzw. herzogliche Wappen sein? Dieser Turm dürfte auch mit jenem identisch sein, den Christian Friedrich Sattler noch 1752⁷ erwähnt und über dessen Tür *das Symbolum des Stiffers: Attempto zu lesen* stand. Wenn diese Vermutung zutreffen sollte, kann der heutige Schloßbau mit seinem runden Treppenturm und der in Holz gearbeiteten Galerie vor dem Obergeschoß frühestens gegen Ende des 16. Jahrhunderts errichtet worden sein. Er dürfte also noch nicht sehr lange gestanden haben, als er am 25. Mai 1619 durch einen Brand schwer beschädigt und von Heinrich Schickhardt mit einem Aufwand von fast 2000 Gulden wiederhergestellt wurde. Für eine spätere Errichtung des heutigen Schloßbaues spricht vielleicht auch die Tatsache, daß seine Außenmauer offensichtlich in den Zwinger gestellt wurde. Ebenfalls eine spätere Zutat zu dem Eberhardschen Schloßchen ist wohl die große Hofküche, die in den Zwinger gestellt wurde und damit Sinn und Zweck dieser Anlage aufhob.

Mit diesen Überlegungen kommen wir zu dem Schluß, daß aus der Zeit des Grafen Eberhard vom einstigen Schloßchen Einsiedel nur noch die Reste der beiden Umfassungsmauern mit dem davorliegenden Graben sowie sehr wahrscheinlich der Tor-

bau stammen. Das heute noch stehende Hauptgebäude des Schlosses ist erst etwa 100 Jahre nach des Herzogs Tod entstanden.

Manchem Württemberger, zumal dem Altwürttemberger, dessen Wiege im Bereich des ehemaligen Herzogtums stand, der hinauswanderte zum Einsiedel und – an dem Steintisch unter dem sagenumwobenen Weißdorn sitzend – des toten Herzogs gedachte, dem das Land so vieles zu verdanken hat, sich aber auch des Gedichts von Ludwig Uhland über Herzog Eberhards Weißdorn erinnerte, mag mit der Feststellung, daß der heutige Schloßbau mit dem schlanken Treppenturm und der zierlichen Holzgalerie nie von des Herzogs Fuß betreten wurde, eine schöne Illusion genommen sein. Doch es ist ja auch manches sonst, was einst zu des Herzogs Zeit dem Einsiedel Bedeutung verlieh, im Laufe seiner Jahrhunderte langen Geschichte verschwunden: Vom Stift, in dessen Kirche Herzog Eberhard einst – in den blauen Mantel der Brüder vom gemeinsamen Leben gehüllt – bestattet wurde, blieb nur noch ein kaum mehr wahrnehmbarer Mauerrest; das Gestüt ist eingegangen; die Seen, die einst zu Fischfang und Entenjagd einluden, sind bis auf einen verlandet, Auch wenn *das hohe Haus, mit Bruchsteinen hochgeführt*, nicht mehr steht, wird das Schloßchen Einsiedel, die stille Abgeschiedenheit des Ortes, der weite Blick nach Süden zu den meist von leichtem Dunst verschleierten Höhen der Schwäbischen Alb den Besucher, der zu sehen und wahrzunehmen versteht, umfassen und in seinen Bann ziehen. – Der Reiz des Ortes könnte jedoch noch wesentlich gewinnen, wenn es gelänge, das bröckelnde Mauerwerk der Umfassung zu sichern, den umgebenden Graben zu reinigen und die verlandeten Seen – wie etwa die Weiher unterhalb des Klosters Kirchberg – wieder zu öffnen.

Anmerkungen

- 1 Für die Übersetzung danke ich Herrn VOLKER TRUGENBERGER, Tübingen.
- 2 J. BAUM: Beiträge zur Baugeschichte Tübingens und seiner Umgebung II. Einsiedel. Tübinger Blätter 8, 1905, 35 ff. – A. SCH AHL: Der Schönbuch als Kunstlandschaft. In: Der Schönbuch. Beiträge zu seiner landeskundlichen Erforschung (1969) 111 ff., vor allem 113 f.
- 3 Siehe HEYD: Bibliographie 1 (1895) 757.
- 4 Für die leihweise Überlassung der Gebäudebeschreibungen von 1817, 1839 und 1861 habe ich dem Archiv des Hauses Württemberg in Altshausen (Fräulein FELLER) herzlich zu danken.
- 5 Landesbibliothek Stuttgart, Cod. hist. 2° 261.
- 6 Landesbibliothek Stuttgart, H. B. xv Wirt. 5.
- 7 CHN. FR. SATTLER: Historische Beschreibung des Herzogthums Württemberg . . . (1752) Bd. 2, 51 f.

Wanderungen in die Vergangenheit (1): Der Oberhohenberg

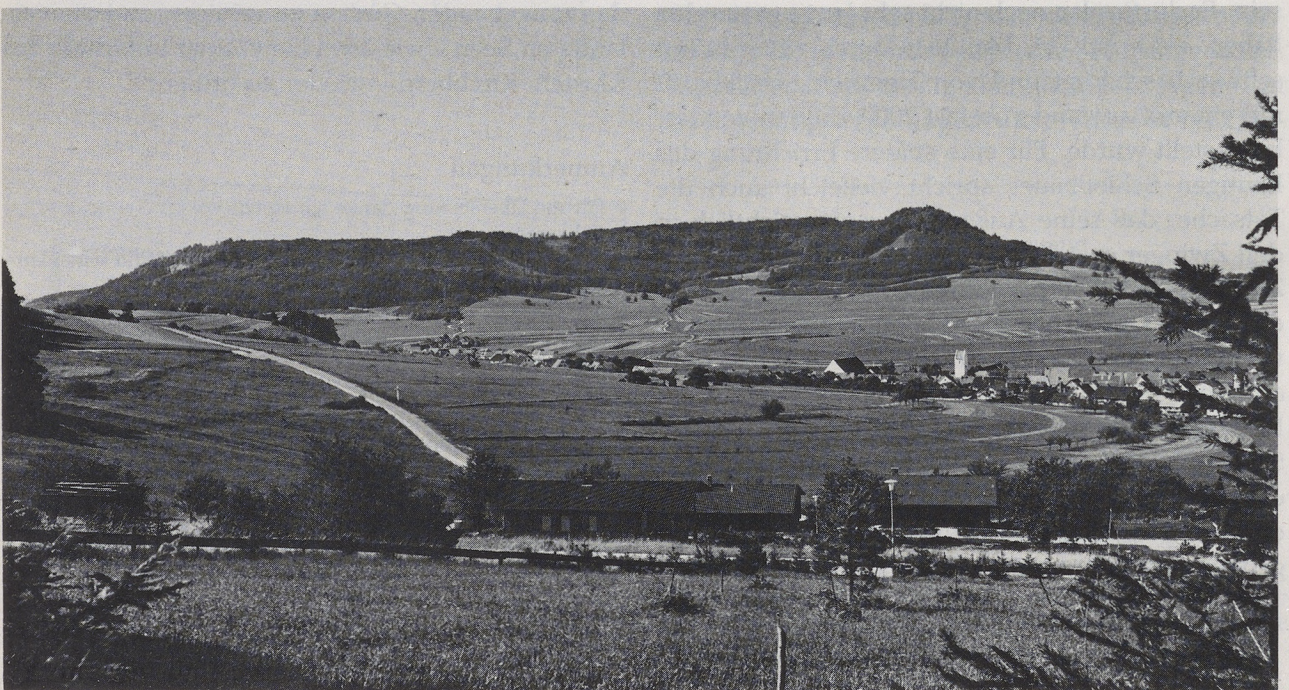
Wolfgang Irtenkauf

«Überall Gräben, Quadern, Ziegel, Schollen, Scherben. Drei Meter dicke Schildmauern, die Überreste eines massigen, achteckigen Turmes mit einer Wölbung unten. Über dem breiten Graben freier Platz unter mächtiger Tanne und dort Eisennieten, Topf- und Kachelscherben.» Wir wären heute froh, wenn dieses zu Anfang unseres Jahrhunderts gezeichnete Bild auch nur noch einigermaßen der Wirklichkeit entsprechen würde. Doch davon kann keine Rede sein. Der Oberhohenberg ist so auf- und abgeräumt, wie es nur eine jahrzehntelange «Waldputzete» begeisterter privater Altertumssammler zuwege bringen kann.

Der Oberhohenberg, 1011 m hoch auf der Südwestalb gelegen, ist eines der schönsten Beispiele für vergessene und versunkene Geschichtszeugnisse unseres Landes. Als der erste Zollern-Hohenberger, Burkhard III., in der Stauferzeit seine Burg auf den zweithöchsten Berg der Schwäbischen Alb baute, konnte er nicht ahnen, daß sich sehr bald seine Machtsphäre in den Raum um Rottenburg und Haigerloch verlagern würde. Der Besitz des Geschlechts sollte sich sehr bald weiter ausdehnen: um Nagold, Wildberg, Altensteig, Horb, Ebingen, Schömberg und Triberg, ja selbst ins Elsaß hinein, wo das von Schlettstadt zum Paß von Saales hinaufführende Albrechtstal zum Heiratsgut der wohl zwischen 1230 und 1235 geborenen Gertrud von Hohenberg gehörte.

Um Gertrud freite Rudolf, ein damals noch so gut wie unbekannter Graf von Habsburg. Er wurde deutscher König, sie Königin. Als Rudolf gekrönt wurde, hatte das Paar bereits neun Kinder. Vier Jahre lang wird Gertrud immer wieder auf die väterliche Burg, die «Wartburg des Heubergs», zurückgekehrt sein, bis sie im Frühjahr 1277 endgültig ihre Residenz in der Wiener Hofburg bezog, wo sie auch 1281 starb. Beigesetzt wurde sie ihrem Wunsch gemäß im Münster zu Basel.

Gertrud – als Königin hieß sie Anna – von Hohenberg wurde zur Stamm-Mutter der Habsburger. Hineingestellt in die Epoche der Bewältigung der kaiserlosen, schrecklichen Zeit nach dem Zusammenbruch der Staufer nahm sie ihren persönlichen Aufstieg – wir dürfen sagen: einen Aufstieg ohne gleichen. Steht man jetzt auf diesem nur noch an wenigen Stellen den Ausblick ins Neckarvorland und hinüber zum Schwarzwald gewährenden ehemaligen Burgstall, dann ruft sich einem hier (abseits aller modernen Interpretationen) das Europa des hohen Mittelalters in Erinnerung, das die Habsburger durch Rudolf entscheidend mitformten. Vielleicht wird einem in unserem Land nirgendwo schmerzlicher deutlich, was einst Gegenwart mit Zukunft bedeutete und heute Vergangenheit ist. Der letzte Namensträger der Hohenberger stand in fremden – württembergischen – Diensten; die Pfandinhaber der Burg waren die Herren von Horn-



stein, die es mit dem geltenden Recht nicht so genau nahmen. Die Auseinandersetzungen mit der nahen Reichsstadt Rottweil eskalierten zum Kriegszustand. 1449 wurde die Burg beschossen und verbrannt, mit «Mutwillen» wurde sie «nidergepronon und geslaift»; die aus 19 Mann bestehende Besatzung wurde niedergemacht. Seit 530 Jahren verfällt sie immer mehr.

Der Oberhohenberg muß erwandert werden. Ausgangspunkt ist der Wanderparkplatz Hohenberg an der mittlerweile gut ausgebauten Verbindungs-

straße von Schörzingen nach Deilingen (beide Orte sind durch Bahnbusse auch für den Nichtmotorisierten erreichbar). Von hier aus bieten sich eine Fülle von (Rund-)Wanderstrecken an, die eine Tafel akribisch aufgezeichnet. Auf den Oberhohenberg allerdings finden die wenigsten Ausflügler. Man vertraue sich dem AV-Weg an, der steil nach oben führt (ca. 10–15 Minuten). Ebenso steil ist der Abstieg in den Sattel zum Hochberg, dessen alpiner Höhenweg weiter zum Lemberg führt, dem höchsten der Albberge.

Der kelto-iranische Silberring von Trichtingen

Paul J. Muenzer

Der schönste und künstlerisch wertvollste keltische Halsring (Torques), der je gefunden wurde, kam 1928 im Verlauf von Drainagearbeiten bei Trichtingen am Neckar zutage. Der Ring ist 7 kg schwer und besteht aus einem offenen, herrlich verzierten Silberreif mit Weicheisenkern, dessen Enden mit aus Silber gegossenen, sich gegenseitig anblickenden Stierköpfen abgeschlossen sind. Stilistisch vereint dieses außergewöhnliche Kunstwerk in bunter Mischung sowohl Keltisches als auch Griechisches und Iranisches.

Die genaue Untersuchung des Fundplatzes und seiner Umgebung ergab keine Spur von Siedlung, Grabstätte oder Heiligtum. Der Silberring ist demnach ein völlig isolierter Versteckfund – ob von einem keltischen Priester oder einem beutegierigen römischen Legionär vergraben, sei dahingestellt. Einen Anhaltspunkt, wie der Ring an sein entlegenes Refugium gelangt sein könnte, gibt vielleicht die prähistorische Straße, die parallel zum Neckar und nur 350 m von der Fundstelle entfernt verlief, und die dann zur Römerzeit die Kastelle Sulz und Arae Flaviae (Rottweil) miteinander verband.

Die Fundumstände geben also weder einen Hinweis über die Zweckbestimmung, noch über die Entstehungsgeschichte des Rings. Am ehesten ist noch seine Zweckbestimmung zu erraten. Die ungewöhnliche, hieratisch anmutende Größe (Durchmesser fast 30 cm) und das hohe Gewicht schließen praktisch aus, daß er einem Stammesfürsten einst als Halszier diente, wie gelegentlich behauptet wird; wahrscheinlich schmückte er eine überlebensgroße Götterfigur (wie es z. B. bei der gallischen Bronze-statuetten des «Gottes von Autun» oder bei den Göttern auf dem Silberkessel von Gundestrup zu sehen ist). Allerdings, wo diese Figur und das dazugehö-

rige Heiligtum gestanden haben, wird wohl für immer ein Geheimnis bleiben. Die einzige Möglichkeit, Herstellungsgebiet und -zeit des Trichtinger Rings zu bestimmen, ist deshalb die Analyse seiner stilistischen Merkmale.

Die Stierköpfe

Beginnen wir mit dem eindrucksvollsten Teil, den über die Enden des eisernen Ringkerns geschobenen, stark naturalistischen Stierköpfen. Beide sind aus Silber gegossen und innen hohl, entstammen jedoch unterschiedlichen Gußformen. Dargestellt sind etwa zweijährige Vertreter des Typus *bos taurus longifrons* oder *brachyceros* mit noch nicht ausgewachsenen, kegelförmigen Hörnern. Kennzeichnend die kräftigen, in Spiralen endenden Stirnlocken, das gescheitelte Nackenhaar mit den geschwellten Strähnen, die gewölbte Schnauze mit der tiefen Doppelfalte über dem geöffneten Maul sowie das betonte Unterkieferprofil. Für diese Stilmerkmale gibt es Parallelen vor allem in der keltischen religiösen Kunst (z. B. auf dem gallorömischen Fries von Saintes oder dem keltischen Humper aus dem Hildesheimer Silberschatz). Doch findet man Stierköpfe des *Longifrons* mit kurzen Hörnern und Spirallocken auch auf griechischen Münzen und in der Kunst der Skythen, soweit sie griechisch beeinflusst ist. Mit dem ursprünglichen kerbschnittartigen und zum Phantastischen neigenden skythischen Tierstil aber haben die Trichtinger Stierköpfe nichts zu tun; außerdem spielt in der skythischen Kunst, bei der Darstellungen von Hirsch, Greif, Adler, Widder, Löwe und Schlange dominieren, das Stierkopfmotiv kaum eine Rolle. Zweifellos stehen die Trichtinger Stierköpfe trotz



Der Silberring aus Trichtingen (3. Jahrhundert v. Chr.) im Württ. Landesmuseum Stuttgart.
Aufnahme der Württ. Landesbildstelle Stuttgart

der «Aufgeblasenheit der glatten Flächen», wie PETER GOESSLER es treffend nannte, dem Naturalismus der griechischen und iranischen Kunst ziemlich nahe. Letztlich iranischen Ursprungs könnte z. B. die Doppelfalte über dem Maul sein, die (in schwächerer Ausprägung) für die persischen Stierdarstellungen so typisch ist. Griechisch und iranisch ist auch die Endung der Torques in Tierköpfen (die skythischen Torques enden fast immer in ganzen Tieren). Auf einen kurzen Nenner gebracht: Ohne selbst griechisch zu sein, sind die Trichtinger Stierköpfe ohne die griechische Kunst nicht denkbar, von der sie sich durch eigenwillige Stilübertreibungen, den Verzicht auf Symmetrie im einzelnen sowie eine weniger sorgfältige Metallarbeit unterscheiden (GOESSLER).

Solche rein stilkritischen Betrachtungen lassen jedoch leicht das Einmalige an den Trichtinger Stierköpfen übersehen: die ausdrucksstarken, weitgeöffneten, das ganze Gesicht beherrschenden Augen! Die gleichen unnatürlich großen, wie in jenseitige Fernen blickenden Augen begegnen uns auch in der bronzenen Stierplastik von Weltenburg/Bayern, die aus dem 2. bis 1. Jahrhundert v. Chr. stammt und als Kultbild gedeutet wird; ferner bei einer griechischen Tonlampe in Form eines zum Opfer hergerichteten Stiers – einer Arbeit des 2. vorchristl. Jahrhunderts. In beiden Fällen sind die Stirnlocken friisiert, wenn auch etwas anders als im Trichtinger

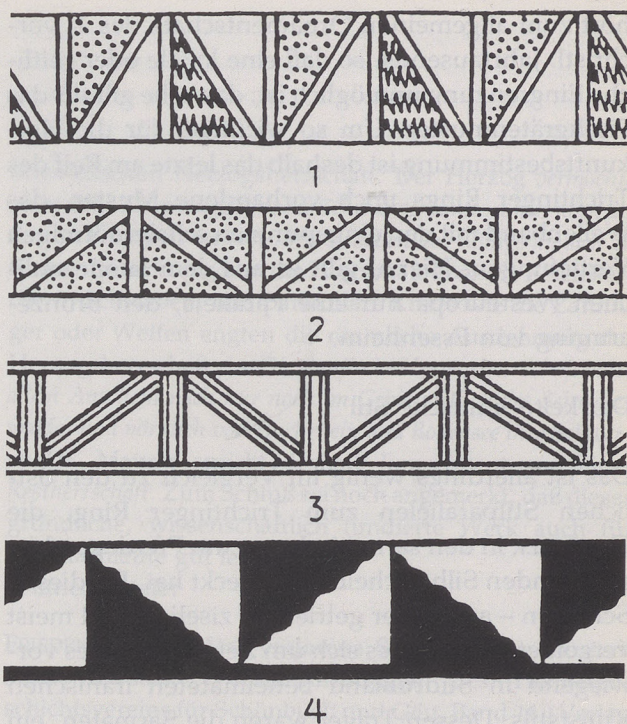
Beispiel. Die auffallenden Übereinstimmungen und Ähnlichkeiten zwischen den drei Kunstwerken lassen aber den Schluß zu, daß auch die Stierköpfe des Trichtinger Rings solche von Opfertieren darstellen. Diese Deutung als den Göttern geweihte Tiere wird noch erhärtet durch die Tatsache, daß beide Stierköpfe eine Torques um den Hals tragen, also das keltische Symbol des Außergewöhnlichen und Göttlichen schlechthin. (Die Pufferenden dieser Torques sind übrigens typisch für die Zeit um 250 v. Chr., womit eine weitere Datierung gewonnen ist.) Interessanterweise ist auch der Stier der griechischen Tonlampe mit einer ringartigen Halszier geschmückt, nur handelt es sich dort um eine dicke, an den Enden mit Quasten versehene Schnur.

Der Reif

Inzwischen können wir den Trichtinger Ring bereits mit hoher Wahrscheinlichkeit als keltisch und dem späten 3. Jahrhundert v. Chr. zugehörig ansprechen. Unklar ist nur noch, in welcher Ecke Europas er entstand; doch vielleicht hilft da die kunstgeschichtliche Analyse des Reifs weiter. Dessen Hülle besteht aus geschmiedeten, unterschiedlich breiten, miteinander verlöteten Silberstreifen, die sich über die ganze Reiflänge erstrecken. Zwei je 3 cm breite Streifen, deren Fuge durch ein schmaleres Mittelband verdeckt ist, bilden die innere Hälfte der Ring-

oberfläche; 14 kantige, je 6 mm breite Silberstreifen die äußere. Nach dem Verlöten wurden die Hohlräume zwischen den einzelnen Streifen nachgezogen und in das weiche Silber der Streifen mit Punzen verschiedene Muster eingehämmert. Das innerste fugendeckende Band bekam ein fischgrätenartiges Muster, die beidseitig anschließenden Zonen erhielten ein aus doppelten Linien bestehendes Dreieckornament, wobei mattierte und glatte Dreiecke miteinander abwechseln. In die 14 schmalen Streifen wurden paarweise teils gegeneinandergekehrte Diagonalfurchen, teils halbschalige Vertiefungen eingepunzt, so daß Flecht- und Wellenbänder entstanden. Die Ornamentik des Reifs ist gekonnt aus freier Hand gefertigt, ohne ängstlich auf Gleichförmigkeit bedacht zu sein. Dabei vermittelt die Reifoberfläche den Eindruck eines Schlangenleibes, der so lebendig wirkt, daß man meint, er könnte sich im nächsten Augenblick bewegen. Unwillkürlich erinnert die Kombination Schlangenleib – gehörnter Stierkopf an die widerköpfige Schlange, das Begleittier des keltischen Hirschgottes Cernunnos, wie es eine Darstellung auf dem Silberkessel von Gundestrup zeigt. Leicht möglich deshalb, daß es ein überlebensgroßes Götterbild des Cernunnos war, das der Trichtinger Ring einst schmückte.

Doch zurück zu den Ornamenten. Das Dreieckmuster mit den diagonal geteilten Feldern ist ganz und gar un griechisch. Seine Heimat scheint das Gebiet



Spätlatènezeitliche Dreieckmuster mit diagonal geteilten Feldern: 1 Silberring von Trichtingen; 2 Helm von Mannheim; 3 Gefäß von Basel; 4 Gefäß von Baden, Kanton Aargau

des Mittel- und Oberrheins zu sein, wo es für die beiden letzten Jahrhunderte v. Chr. in mehreren Spielarten bezeugt ist. Das Flechtband hingegen ge-

Bronzene Stierplastik von Weltenburg, Landkreis Kelheim. Keltisch (2./1. Jahrhundert v. Chr.); gefunden 1949.



hört zum allgemeinen Ornamentschatz des 1. vorchristl. Jahrtausends, so daß eine lokale oder zeitliche Eingrenzung unmöglich ist; dasselbe gilt für das Fischgrätenmuster. Um so wichtiger für die Herkunftsbestimmung ist deshalb das letzte am Reif des Trichtinger Rings noch vorhandene Muster, das Wellenband mit den eingepunzten schalenförmigen Vertiefungen. Hierzu gibt es aus dem latènezeitlichen Westeuropa nur eine Parallele, den Bronze-armring von Essenheim.

Der kelto-iranische Stil

Das ist allerdings wenig im Vergleich zu den östlichen Stilparallelen zum Trichtinger Ring, die GOESSLER in den sarmatischen, zum Pferdegeschirr gehörenden Silberscheiben entdeckt hat. Bei diesen Scheiben – aus Silber getrieben, ziseliert und meist vergoldet – handelt es sich um Zeugnisse eines vorwiegend in Südrußland beheimateten iranischen Kunststils. Dessen Träger waren die Sarmaten, ein den Skythen verwandtes Reiter- und Nomaden-volk. Auf den genannten im 2. und 1. Jahrhundert v. Chr. geschaffenen Reliefscheiben finden sich nicht nur Stiere mit den bekannten kurzen Hörnern, denselben tiefen Maulfalten über der Nase sowie Lockenhaaren; hier kehrt – als Einrahmung der Scheiben – neben dem Flecht- auch das Wellenband vom Trichtinger Reif wieder! Ferner sind die Leiber der auf den Scheiben dargestellten Fabeltiere, Löwen, Stiere und Widder ähnlich wie der Reif unseres Rings durch quergefurchte Zonenbänder aufgelöst.

(Das ist übrigens nichts Neues. Im Prinzip die gleiche Aufteilung in gestrichelte Zonen gab es schon einmal, nämlich in der spätminoischen Kunst um 1350 v. Chr. beim Übergang vom naturalistischen zum geometrischen Stil: man denke nur an die zwei Wasservögel auf dem Terrakotta-Alabastron aus Phaistos oder an die Fische, Vögel und Papyrusblüten des bemalten Larnax von Vasilika.)

Kein Zweifel: der Trichtinger Ring (wie auch der Silberkessel von Gundestrup) ist ein hervorragendes Werk jener irano-keltischen Kunst, die aus der Begegnung der im 4. und 3. Jahrh. v. Chr. in den unteren Donaunraum eingewanderten Keltenstämme mit den iranischen Sarmaten entstand. Es ist eine faszinierende Kunst – vital, originell und unverbildet; Stile und Motive aus Ost und West sind darin zu einem einmaligen Neuen vereint; fast möchte man sagen, die Urwüchsigkeit und Erdschwere der Kelten sind hier mit den phantasievolleren und eleganten Elementen aus Tausendundeiner Nacht verbunden. Diese Kunst ist von einem anderen Realismus geprägt als die hellenistische mit ihrem verspielten, vorwiegend dekorativen Schönheits-, Harmonie- und Vollkommenheitsideal. Es ist eine Kunst, die aus Quellen schöpft, die auch jenem nüchternen, sachlich-rationalen Römertum nicht zugänglich waren, das bald darauf die Macht antrat und die Maßstäbe setzte. In manchem wirkt der kelto-iranische Stil wie eine heidnische Vorwegnahme christlich-frühmittelalterlicher, ebenfalls vom Orient beeinflusster Kunstformen. Vielleicht ist dies das Geheimnis seines Reizes.

Leserforum

Auf das «Zur Sache» im letzten Heft der SCHWABISCHEN HEIMAT von Maria Heitland kam lebhaftes Echo. Wir zitieren aus einem Brief von Dr. Susanne Ritter (Leinfelden): *Ihr wohlgelungener Artikel . . . muß das Gefallen eines jeden Teilnehmers der Studienfahrten des Schwäbischen Heimatbundes finden. Sie hoben zu Recht hervor, daß diese Unternehmungen keine Vergnügungsreisen sind, sondern daß aus der Erfahrung Verständnis für heimat- und landeskundliche Probleme erwächst, das zu sachgerechter Bewältigung anstehender Aufgaben oder zumindest ihrer Unterstützung führen kann, während Nichtkennen auch kein problemlösendes Handeln wecken wird. Angesichts Ihrer Offenheit für die Durchführung von Studienfahrten bedauere ich, daß der Heimatbund selbst sich Ihren Überlegungen verschloß, da dieses Mal für das folgende Jahr wesent-*

lich weniger Studienfahrten ausgeschrieben wurden. Ich hoffe, daß Ihr Artikel wenigstens bei der Planung für das Jahr 1981 Berücksichtigung findet.

Anmerkung der Redaktion: Veröffentlicht wurden diese Gedanken zum Fahrtenprogramm des SCHWABISCHEN HEIMATBUNDES allerdings vor allem wegen des wiederholten Hinweises, daß es nicht bei der Teilnahme an den Fahrten bleiben dürfe, daß daraus Nachdenken und aktive Beteiligung, wachsender Einsatz für die künftige Gestaltung der Heimat resultieren müßten. Und derartige Resultate sollen ja eigentlich bei einem nach dem Grundsatz «non multa, sed multum» (viel, nicht vielerlei) leicht reduzierten Fahrtenprogramm vielleicht noch eher möglich und zu erwarten sein.

Buchbesprechungen

Aus der Geschichte

HELMUT MAURER: **Der Herzog von Schwaben.** Grundlagen, Wirkungen und Wesen seiner Herrschaft in ottonischer, salischer und staufischer Zeit. Thorbecke Sigmaringen 1978. 360 Seiten, 45 teils farbige Abbildungen. Leinen DM 34,-

Immer wieder wurde in rechts- oder landesgeschichtlichen Untersuchungen und Darstellungen der letzten Jahrzehnte, die sich mit mittelalterlicher Geschichte befaßten, auf die noch immer ungeklärten Fragen um das Verhältnis zwischen Herzogtum und Königtum oder zur Stammesbildung hingewiesen. Ja, deutlich ist eine immer stärker werdende Unsicherheit darüber erkennbar, was denn die Grundlage und das Wesen herzoglicher Herrschaft im Mittelalter gewesen sei.

Helmut Maurer hat nun den befriedigenden und gelungenen Versuch unternommen, für eines der Herzogtümer zu einer gültigen Aussage zu kommen.

Maurer geht es um die Erkenntnis der *Rechtsgestalt*, der *Verfassungsfigur*, der *Idee* eines Herzogs von Schwaben; sein Interesse gilt den *geistigen und rechtlichen Grundlagen* der Herzogsgewalt, den *Wirkungen*, die von der Herrschaft des Herzogs auf das Land und seine Bewohner ausgegangen sind. Der Untersuchungszeitraum erstreckt sich vom 10. bis zum 13. Jahrhundert, also vom Auftreten der *Kammerboten* Erchanger und Berthold bis zum Tod des letzten Schwabenherzogs Konradin. Nach einer historiographischen Einleitung, in welcher der Leser mit den wichtigsten von der bisherigen Forschung vertretenen Thesen und Fragen konfrontiert wird, wendet sich Maurer der räumlichen Dimension und der rechtlichen Grundlage der schwäbischen Herzogsgewalt zu. Sein Ansatz ist, wenngleich von der *Königspfalzen-Forschung* übernommen, neu: Er untersucht die *Vororte*, die zentralen Orte (*Hauptstädte*) im Herzogtum (Bodman, Hohentwiel, Zürich, Breisach, Esslingen, Straßburg, Ulm, Rottweil) und ihre Stellung zum Herzog beziehungsweise ihre Bedeutung für dessen Herrschaft.

Den größten Raum widmet Maurer der Diskussion um Grundlage und Wirkung der Herzogsherrschaft. Erfreulicherweise verwendet er neben den schriftlichen auch bildliche und gegenständliche Quellen, wie beispielsweise Münzen.

Es gelingt dem Verfasser, nachzuweisen, daß der Herzog von Schwaben *seit 919 stets in königlichem Auftrag gehandelt, den König in Schwaben vertreten hat*, der Herzog regelmäßig vom König eingesetzt wurde und das Herzogtum als königliches Lehen erhielt. Zeichen der Herzogsherrschaft wurde die Fahnenlanze. Andererseits begründete sich die Herzogsherrschaft aber auch nach dem Volks- und Stammesrecht aus der Zustimmung der *Mitlandleute*, also auf die Zustimmung derer, die nach der gleichen Rechtsgrundlage – der *Lex Alemannorum* – lebten.

Im 11. Jahrhundert verlor sich der Doppelcharakter dieser

schwäbischen Herzogsherrschaft. Der Herzog *vermochte nicht mehr die einstige Provinz Schwaben, sondern nur noch die ihm zu Lehnrecht unterstellten Vasallen des Königs an sich zu binden*. Er verlor zudem die Herrschaft über die Reichskirche in Schwaben, und partikuläre Kräfte wie die Zähringer oder Welfen engten die räumliche Ausdehnung der Herzogsherrschaft ein: *Die staufische Herzogsherrschaft hatte allem Anschein nach nur noch im Gebiet östlich des Schwarzwaldes und nördlich von Hochrhein und Bodensee ihre Schwerpunkte*. Maurer spricht deshalb konsequent von einer *Restherrschaft*. Zum Schluß sei noch angemerkt, daß dieses gründliche, wissenschaftlich fundierte Werk auch für Nichtfachleute gut lesbar ist.

Wilfried Setzler

FRIEDRICH GAND: **Das verlorene Seelbuch des Klosters Maria-Reuthin.** (Veröffentlichungen des Heimatgeschichtsvereins für Schönbuch und Gäu. Band 14.) Verlag der Kreiszeitung «Böblinger Bote» Böblingen 1979. 123 Seiten mit Abbildungen.

Das unterhalb des Bergstädtchens Wildberg gelegene ehemalige Dominikanerinnenkloster Reutin (auch Maria-Reuthin genannt) war zeitweise Grablege der Hohenberger, womit sich sein Rang innerhalb vergleichbarer Klöster deutlich dokumentiert. Friedrich Gand hat schon in seiner Dissertation stark auf die Nonnen und ihre Herkunft abgehoben und den Versuch einer personalen Rekonstruktion des Frauenkonvents vorgenommen. Jetzt legt er das verlorene «Seelbuch» des Klosters in einer Rekonstruktion vor, das bislang in den Gabelkoverschen Quellensammlungen verstreut verborgen war. Das Original, das den beiden Gabelkovers noch vorlag, muß als verloren bezeichnet werden; das nun gesammelt vorliegende Material ist wiederum Frucht des immensen Fleißes des Verfassers.

Ein «Seelbuch» beinhaltet die Personen-Einträge in einem Verzeichnis der Todestage von Mitgliedern, Wohltätern und Verbrüderten eines bestimmten Klosters. Falls vorhanden, läßt es wichtige Schlüsse zu, in welchem Verhältnis einzelne Personen bzw. Familien zu einem Kloster gestanden haben. In mühevoller Kleinarbeit identifizierte Gand die in den Abschriften Genannten, wobei er die niederadeligen Geschlechter von den Rittern von Altingen bis zu den Herren von Ow (Au) mit Einzelnachweisen vorstellt. Für die Personengeschichte des späten Mittelalters ist dies nun ein Nachschlagewerk geworden, für die Hohenberg-Forschung ergeben sich neue Einblicke. Eine vergleichsweise üppige Bebilderung und das Einfügen von Stammtafeln bereichern dieses lobenswerte Buch.

Wolfgang Irtenkauf

GERT KOLLMER: **Die schwäbische Reichsritterschaft** zwischen Westfälischem Frieden und Reichsdeputationshauptschluß. Untersuchungen zur wirtschaftlichen und sozialen Lage der Reichsritterschaft in den Ritterkantonen

Neckar-Schwarzwald und Kocher. (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde. Bd. 17). Verlag Müller & Gräff Stuttgart 1979.

Fremdenverkehrswerbung und Kunstbände, romantische Erinnerungen und Vorstellungen aus Märchenbüchern prägen auch heute noch manche Ansicht über Rolle und Macht des ritterschaftlichen Adels im ehemaligen Römischen Reich Deutscher Nation. Mit Hilfe moderner wirtschaftshistorischer Methoden gelingt es Kollmer nun erstmals, exakte Aussagen über die wirtschaftliche und soziale Lage der Reichsritter für den Zeitraum vom Dreißigjährigen Krieg bis zur Auflösung des alten Reiches (1806) zu machen. Er beschränkt sich dabei sinnvollerweise auf die ritterschaftlichen Familien, die in den Kantonen Neckar-Schwarzwald und Kocher immatrikuliert waren. Von beiden Ritterkantonen haben sich in Stuttgart und Ludwigsburg gute Archivbestände erhalten, deren ausgezeichnetes Material die Untersuchung Kollmers geradezu prädestinierte. Er untersuchte eingehend die Vermögenslage der betroffenen Familien, deren Einnahmen aus Gütern und Ämtern sowie deren Ausgaben für Mitgift, Lebensführung, Apanage; reiches Zahlenmaterial, Statistiken, Tabellen und Schaubilder veranschaulichen die Themen. Kollmer gelingt es dabei, mit mancher alten Vorstellung aufzuräumen. Er weist nach, daß die Reichsritter durch ihre reichsunmittelbare Stellung und sonstige kaiserliche Privilegien ein den Fürsten nahekommendes Selbstbewußtsein hatten, daß der daraus abgeleitete Anspruch auf eine «standesgemäße» Lebensführung die Ritter jedoch in der Mehrzahl seit dem Dreißigjährigen Krieg in immer größere wirtschaftliche Schwierigkeiten führte. Um den wirtschaftlichen Verfall nach außen zu kaschieren, beschritt man den Weg der Verschuldung und griff die Vermögenssubstanz an. Im 18. Jahrhundert wurden immer mehr reichsritterschaftliche Familien gezwungen, ihre Rittergüter an den hohen Adel (Württemberg) oder an den Neu-Adel zu verkaufen: es bildete sich eine «ritterschaftliche Unterschicht». Dem wirtschaftlichen Substanzverlust folgte häufig ein «moralisch-sittlicher». Die sinkende Wirtschaftskraft und die steigende Gefährdung der sozialen Stellung führten schließlich zum Verlust politischer Macht, wie ihn die Mediatisierung 1805 erbrachte. Kollmer sieht in dieser Entwicklung eine logische Folge, deren Ende durch den Zusammenbruch des alten Reichsverbandes zwar «schneller und vorzeitiger» erfolgte, aber nicht hätte aufgehalten werden können.

Wilfried Setzler

PETER LAHNSTEIN: **Auf den Spuren von Karl V.** Paul List Verlag München 1979. 352 Seiten, 38 Abbildungen, 1 Karte. DM 29,80

Nicht weniger als sechsmal erscheint der Name des württembergischen Herzogs Christoph in dieser Studie Peter Lahnsteins, der diesmal in einem viel weiter gezogenen Bereich die Reisewege des letzten wahren abendländischen Kaisers, Karls des Fünften, verfolgt: von dessen eigentlicher Heimat bis in das andere Erbland Spanien, auf Heereszügen, die bald gegen die Ungläubigen nach Tunis, bald gegen die von der einigen Kirche abtrünnig gewor-

denen Protestanten an die Elbe führen; nur gerade nach Rom ist der Imperator und Wahrer der christlichen Glaubenseinheit in seinen Zerwürfnissen mit dem Papsttum nie gekommen – in Bologna mußte er sich krönen lassen. Ein bewußt katholischer Herrscher ist er dennoch lebenslang gewesen; und im protestantischen Teil Deutschlands, so auch im herzoglichen Altwürttemberg, blieb das Urteil über ihn und sein Wirken von allerlei Wenn und Aber geprägt: ob er nicht die große Stunde einer kirchlichen und geistigen Erneuerung versäumt habe, die ihm durch die Begegnung mit Luther nahegekommen war? Für seine Person hat Karl, so sehr er in den Anschauungen und Überlieferungen seiner Zeit wurzelte, keineswegs eng gedacht: nicht allein, daß er Luther, der in seinen Augen ein Ketzer war, redlich das zugesagte Geleit hielt – er schenkte seine Zuneigung vorurteilslos auch Männern, die sich entgegen seiner Denkweise dem Fortschritt zuneigten: Wilhelm von Oranien, Coligny und dem jungen Württemberger; diesem hat er nicht nachgetragen, daß er sich vormals dem spanischen Gewahrsam durch die Flucht entzogen und damit den habsburgischen Zugriff auf Württemberg durchkreuzt hatte.

Anders als in den mehr idyllischen Berichten von den Reisen Carl Eugens und seiner Gefährtin, bei denen das persönliche Interesse des stets wißbegierigen Herzogs als Triebfeder erkennbar wird, gönnt sich dieser Kaiser in seinem Pflichtgefühl niemals Ruhe und selten ein flüchtiges Behagen; das bißchen auch ihm beschiedene Lebensglück muß er sich von diesen Aufgaben absparen, und nur zu bald muß er dessen Verlust verwinden. Aus der Darstellung seiner Fahrten und ihrer politischen Bedingtheiten läßt der Autor scheinbar unabsichtlich Verstehen und schließlich Sympathie erwachsen. Alle erreichbaren Orte hat Peter Lahnstein mit offenem Blick für die Verschiedenheit der Landschaften und damit ihrer Menschen aufgesucht und auf diesem Hintergrund das Charakterbild des Herrschers herausgearbeitet, dem die Geschichte den Namen des «Großen» nicht gewährt hat, der aber in den Unsicherheiten einer Zeitenwende unbeirrbar zu dem stand, was er als ihm von Gott verordnet ansehen mußte.

Wilhelm Kohlhaas

Architektur und Kunst

WERNER MEYER/EDUARD WIDMER: **Das große Burgenbuch der Schweiz.** Ex Libris Verlag Zürich 1977, 320 Seiten. Zahlreiche, meist farbige Abb., Leinen DM 39,80

Unser südliches Nachbarland, die Schweiz, ist uns auf dem Gebiet der Burgenforschung, besonders der archäologischen, weit voraus. Seit Jahrzehnten werden planmäßig Burgen ausgegraben, Grundrisse ermittelt, Bauperioden festgestellt und Funde ehemaliger Ausstattung gehoben. Nun erschien ein zusammenfassendes Werk, ein großformatiger, aufwendig gestalteter Bild-Text-Band. Von einem bekannten Burgenforscher verfaßt, ist der Text doch nicht fachlich eng, sondern allgemeinverständlich geschrieben und frei von Erörterungen wissenschaftlicher Spezialfragen. Als Einleitung ist ein kulturgeschichtlicher

Überblick über Adel, Rittertum und Burg vorangestellt. Nach acht Gebieten unterteilt werden dann 125 Burgen beschrieben, eine repräsentative Auswahl der *noch heute ungezählten* Schweizer Burgen und Ruinen, wobei jedoch nicht nur die bekannten und großen Anlagen, sondern auch Beispiele bescheidener Adelshäuser berücksichtigt sind. Für jeden der acht Räume wird die territorialgeschichtliche Entwicklung und das Wirken der bestimmenden Adelsgeschlechter in sicheren Strichen dargestellt, um die Hintergründe des Burgenbaus aufzuhehlen. Auch die Einzelbeschreibungen gehen hauptsächlich auf die Politik der Adelshäuser, die territoriale Bedeutung und die Besitzgeschichte der Burgen ein. Die Darstellung der Baugeschichte und des Baubestandes kommt dagegen zu kurz, ist sie doch bei vielen Anlagen überhaupt nur in den knappen Bildbeschriftungen erwähnt. Die farbig wiedergegebenen Fotografien aller vorgestellten Burgen sind durchweg bildhaft schön und meist auch baugeschichtlich instruktiv. Sie werden aufs beste ergänzt durch zahlreiche Abbildungen von archäologischen Funden und durch Reproduktionen aus erzählfreudigen spätmittelalterlichen Bilderchroniken.

Hans-Martin Maurer

ALEXANDER ANTONOW: **Burgen des südwestdeutschen Raums** im 13. und 14. Jahrhundert unter besonderer Berücksichtigung der Schildmauer. (Veröffentlichungen des Alemannischen Instituts Freiburg i. Br., Nr. 40). Verlag Konkordia Bühl/Baden 1977. 321 Seiten, zahlreiche Abbildungen und Grundrisse. Broschiert DM 39,40

Diese eigenwillige Arbeit, die von modernem Raumordnungs- und Planungsdenken ausgeht, versucht, die Burgenforschung zu systematisieren, indem sie eine Reihe von Typen nach Funktionen, Bauformen und Zeitabfolge bildet. Aber Burgentypologien, so verlockend sie sein mögen, sind meist in Gefahr, dem tatsächlichen Bestand mit seiner Vielfalt und mit seinen schwer zu gruppierenden Varianten Gewalt anzutun. Im einzelnen enthält das Buch, das zweifellos eine bemerkenswerte Fleiß- und Liebhaberarbeit ist, manche anregenden Beobachtungen, Ideen und Untersuchungen, freilich auch Thesen, die Widerspruch finden werden. Willkommen ist dem Burgenforscher das beigegebene Verzeichnis von Schildmauerburgen mit Kurzbeschreibungen, Abbildungen und Grundrissen im einheitlichen Maßstab von 1:500.

Hans-Martin Maurer

HERBERT BRUNNER / ALEXANDER VON REITZENSTEIN: **Baden-Württemberg – Kunstdenkmäler und Museen.** (Reclams Kunstführer – Deutschland – Band II). Verlag Philipp Reclam jun. Stuttgart 1979. 925 Seiten, 176 Abb. und Pläne, 2 Übersichtskarten. Pappband DM 39,80

In dieser Auflage ist Baden-Württemberg nicht mehr zusammen mit Rheinland-Pfalz und dem Saargebiet dargestellt, sondern in einem eigenen Band. Dies allein zeigt schon, wie sehr zu recht die Auflage als erweitert bezeichnet wird. Die Informationen sind durchgehend auf den neuesten Stand gebracht. Die alphabetische Gliederung richtet sich zwar nach den durch die «Reform» geschaffe-

nen neuen Gemeindegemeinschaften (Hirsau ist also unter Calw zu finden), aber das Ortsregister wurde so gestaltet, daß man sich trotzdem leicht zurechtfindet. Erfreulich die Berücksichtigung auch neuerer Äußerungen von Kunst und Architektur, allerdings wünschte man sich da eine ausgewogenere Auswahl. Fachwort-Erläuterungen kommen den Bedürfnissen des interessierten Laien entgegen; ihm wie dem Fachmann wird das Künstlerregister willkommen sein.

Johannes Wallstein

Natur und Landschaft

WALTER BOTSCH/HERMANN SCHNIEPP: **Geologischer Wanderführer: Schwäbische Alb.** Franckh'sche Verlags-hdlg. Stuttgart 1979. 79 S. 124 Farbfotos. Broschiert
Dieses Bändchen der Kosmos Bibliothek will dem Benutzer die *Landschaftsformen der Schwäbischen Alb näherbringen*. Dazu geben die Autoren im ersten Teil einen kurzen Abriss der Landschaftsgeschichte und der Geologie. Dieser allgemeinen Beschreibung folgen im zweiten Teil Wandervorschläge. Meist handelt es sich um Rundwanderungen von 3 bis 4 Stunden mit Hinweisen für die Anfahrten mit dem Auto. Geologisch interessante Punkte, die man auch direkt mit dem Auto erreichen kann, sind besonders gekennzeichnet.

Die Darstellungsweise hält sich an die allgemeine Konzeption der «Kosmos Reiseführer Natur»; auf den jeweils linken Seiten steht der Text, auf den rechten erklärende Farbfotografien. Diese Aufteilung erscheint auf den ersten Blick günstig. Allerdings versuchen die Autoren, die Darstellung jedes Unterthemas in dieses Schema zu pressen. Das führt dazu, daß die Deutlichkeit zuweilen leidet. So ließe sich die Jurazeit weit besser durch Karten als durch Farbfotografien erläutern. Ebenso verhält es sich bei der Darstellung von Flußanzapfungen. Gelegentlich entsprechen sich Text und Foto auf gegenüberliegenden Seiten nicht, und in einigen Fällen hat offensichtlich das vorhandene Bildmaterial nicht ausgereicht, so daß der Verlag mit Fotos auffüllte, deren Beziehung zur Geologie der Schwäbischen Alb nicht sichtbar wird, z. B. Fotos von Kirchen und Burgen. Es wäre wohl auch kein Raum dafür gewesen, solche Beziehungen im Text darzulegen.

Wenn von den 79 Seiten des Bändchens 40 durch Farbfotografien belegt sind, muß der auf den verbleibenden Seiten zusammengedrückte Text sparsam ausfallen. Leider ist dem Zwang zum Sparen einiges zum Opfer gefallen, was wichtig erscheint. So fehlt im vorangestellten allgemeinen Abriss die Darstellung des Vulkanismus und der tektonischen Beben, obwohl in den Wandervorschlägen auf einzelne vulkanische Erscheinungen kurz hingewiesen wird. Begriffe wie: Molasse-Meer, Bohnerze, Massenkalk, Tethys, Fennosarmatia werden benutzt, ohne sie zu erklären. Kennt sie jeder, der die Geologie der Alb erwandern will?

Ein allgemeines Register fehlt. Statt dessen steht ein Abbildungsverzeichnis am Schluß des Buches. Leider ist dieses nur unvollständig; Begriffe wie z. B.: Kerbtal, Umlauf-

berg, Flußanzapfung, geköpftes Tal, Versickerung finden sich dort nicht, obwohl sie eigens auf Fotos dargestellt sind.

Die Idee, Anleitung zu geben, wie man die Geologie der Schwäbischen Alb erwandern kann, ist gut, aber sie hätte wohl ein etwas sorgfältiger gestaltetes Bändchen verdient. Werner Bils

RÜDIGER GERMAN: Einführung in die Geologie. Ernst Klett Verlag Stuttgart 1979. 208 Seiten, zahlreiche Fotos, Zeichnungen, Karten und Tabellen. Broschiert DM 18,80

Das Buch ist eine erweiterte Neuauflage des «Studienbuchs Geologie» desselben Verfassers. Neu aufgenommen wurden die Kapitel: «Gesteine in Zeit und Raum», «Entstehung der Ozeane – Plattentektonik» und «Nutzungsprobleme der Erde». Zielgruppen sind Laien, Studenten der Anfangsemester und Schüler der reformierten Oberstufe. Die neuen Lehrpläne der Sekundarstufe II wurden bei der Neubearbeitung berücksichtigt.

Den Zielgruppen entsprechend ist das Buch konzipiert. Jeder Fachausdruck wird erklärt, und – was wie eine nette Geste des Fachmanns gegenüber dem Anfänger wirkt – das Inhaltsverzeichnis kommt ganz ohne Fachausdrücke aus. Dort ist z. B. das erste Kapitel nicht überschrieben mit «Exogene Kräfte», sondern mit «Allgemeine Vorgänge, die von außen auf die Erdkruste einwirken». Die beiden folgenden Kapitel behandeln «Vorgänge, die vom Innern der Erde auf die Kruste einwirken,» und Themen aus der Erdgeschichte. Darin eingeschlossen ist auch die Darstellung der angewandten Geologie.

Der Text ist durch zahlreiche Tabellen, Karten, Graphiken und Fotos (schwarz-weiß) ergänzt. Die Beispiele, an denen geologische Vorgänge erklärt werden, stammen überall, wo es nur möglich erscheint, aus Baden-Württemberg – ein nicht hoch genug zu schätzender Vorteil des Buches. Der Leser hat so die Möglichkeit, die theoretisch erworbenen Kenntnisse gleich in der Landschaft anzuwenden. Das gilt z. B. für Themen wie: Flußsedimente, Moorarten, Vulkanismus, Entstehung von Seen. Hinweisen darauf, wie man sein Wissen anwenden und festigen kann, gibt der Autor in den Aufgaben, die am Schluß eines jeden Unterthemas gestellt werden.

Insgesamt gesehen: ein sorgfältiges, nicht zu umfangreiches Buch, das mit viel Einfühlungsvermögen für die Schwierigkeiten des Anfängers geschrieben wurde.

Werner Bils

KURT WALENTA: Mineralien aus dem Schwarzwald. Die im Schwarzwald auftretenden Mineralien und ihr Vorkommen. Ein Handbuch für Sammler. Franckh'sche Verlagshandlung Stuttgart 1979. 128 Seiten, 90 Farbfotos und 12 Zeichnungen. Broschiert

Beim ersten Durchblättern des Bandes fallen die zahlreichen Fotografien auf; alle sind farbig, technisch perfekt und in der Größe angemessen. Der Text ist um die Fotos herum arrangiert. Er beschreibt – systematisch geordnet – viele im Schwarzwald vorkommende Mineralien. Die Auswahl richtet sich vor allem nach den Belangen des Sammlers. Daher sind gesteinsbildende Mineralien, die

für den Sammler keinen Reiz haben, und mikroskopisch kleine Mineralien nur in wenigen Fällen beschrieben. – Foto und dazugehörige Beschreibung eines Minerals findet man fast immer auf der gleichen Buchseite. Diese günstige Anordnung hat jedoch zur Folge, daß der Band ein ungewöhnliches, fast quadratisches, sperriges Format erhält und daher trotz seines geringen Umfangs von nur ca. 120 Seiten für die «Tasche» wenig geeignet ist.

Es soll ja auch, wie der Untertitel verrät, ein «Handbuch für den Sammler» sein. Und für diesen Zweck ist es sicherlich gut geeignet. Die Beschreibungen sind knapp und sehr übersichtlich. Weiterführende Literatur ist für jedes beschriebene Mineral besonders angegeben. Hinzu kommt noch ein 220 Titel umfassendes Literaturverzeichnis am Schluß des Buches.

Der Wert des Buches liegt darin, daß es sich beschränkt, daß es kein «Führer» sein und keine allgemeine Einführung geben will. Dadurch wird jedoch der Leserkreis auf Sammler begrenzt; Laien hätten wohl auch Schwierigkeiten, die zahlreichen nicht näher erläuterten Fachausdrücke zu verstehen.

Werner Bils

MANFRED BÜTTGER, HEINZ HÜTZEL UND FRIEDRICH KRÄMER:

Die landschaftliche Gestaltung von Materialentnahmestellen. 2. Die Standsicherheit von Böschungen in Sand-

und Kiesgruben. Analyse der geologisch-bodenmechanischen Einflußgrößen im Regierungsbezirk Karlsruhe. (Beihefte zu den Veröffentlichungen für Naturschutz und Landschaftspflege in Baden-Württemberg, Nr. 13). Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg – Institut für Ökologie und Naturschutz – Karlsruhe 1978. 62 Seiten, 37 Abbildungen, 8 Tabellen. Broschiert

Man kann Sinn und Zweck dieser Broschüre nicht besser und treffender charakterisieren, als es Günther Müller, der Leiter der Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Karlsruhe, in seinem Vorwort tut: «Der anhaltende Bedarf der Bauwirtschaft an Kies und Sand erfordert die Bereitstellung und Erschließung immer weiterer Vorkommen. Zwangsläufig ergeben sich dadurch Eingriffe in bestehende Landschaftsstrukturen. Ihre negativen Auswirkungen zu verhindern, ist Aufgabe der Landschaftsplanung. Sie hat sicherzustellen, daß ausgebeutete Areale möglichst rasch in das bestehende Landschaftsbild wieder eingegliedert werden, um so eine neue, sinnvolle Weiterverwendung dieser Flächen zu ermöglichen. Voraussetzung für eine solche Wiedereinbindung in die natürliche Landschaft, gleich welcher Art die künftige Nutzung sein soll, ist die Sicherung der häufig sehr tiefgreifenden Abbaueinschnitte durch standsichere Böschungen.

Für Unternehmer wie für zuständige Behörden ist es nicht immer leicht, eine sowohl den wirtschaftlichen Anforderungen an eine optimale Ausnutzung des zur Verfügung stehenden Geländes als auch den Sicherheitserfordernissen nach dauerhaften stabilen Böschungen gerecht werdende einheitliche Lösung zu finden.»

Diesem Anspruch wird das Heft durchaus gerecht. Bleibt zu hoffen, daß der noch ausstehende erste Teil der Unter-

suchung die nötigen Nuancierungen bringt, denn eine standsichere Böschung ist nicht immer auch schon eine landschaftsgerechte Böschung!

Hans L. Foss

Von Ort zu Ort

HEIMAT UND ARBEIT: **Der Zollernalbkreis.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen 1979. 640 Seiten, 224 teils farbige Kunstdrucktafeln. Leinen DM 45,-

Die Kreise sind größer geworden, proportional (oder mehr) sind die Beschreibungen gewachsen, die ihnen in dieser Reihe zuteil werden. Vom hergebrachten Schema abzuweichen und zusammengehörende Sachen in zusammenfassenden Kapiteln konzentrierter abzuhandeln (etwa die einleitenden über «Landschaft und Natur» sowie die am Schluß über «Landwirtschaft», «Wald und Forstwirtschaft», «Fremdenverkehr – Naherholung – Freizeit») – dazu kann man sich (trotz der Möglichkeit, ohne Informationsverlust knapper zu sein) nicht entschließen. Aber der Ausweg scheint gefunden: Man verzichtet auf einige Abschnitte der Geschichte. Nicht freilich auf dynastisches Auf und Ab oder auf territoriales Hin und Her im 14. oder 15. Jahrhundert, nein, sondern auf die neuere und neueste Geschichte – und damit kann man auch deren finsterste Abschnitte umgehen, beiseite lassen, verschweigen. Bei derartigem Verfahren (aber wohl nicht nur durch dieses bedingt) kommt es dann dazu, daß man die Außenstellen des KZ Natzweiler in Bisingen, Dautmergen, Schörzingen nur am Rande der Wirtschaftsgeschichte erwähnt findet – und dies auch noch auf ärgerliche, peinliche Weise. Wohl ist (in einer Klammer!) vom «rigorosen» Vorgehen der Nazis beim Abbau des Ölschiefers im Rahmen des Unternehmens «Wüste» die Rede: *Tausende von KZ-Häftlingen wurden eingesetzt, etwa 250 ha landwirtschaftliche Nutzfläche wurden entschädigungslos enteignet*, wohl heißt es abschließend: *Die verheerenden Landschaftsverwüstungen und die Ausschreitungen der KZ-Häftlinge nach Kriegsende sind heute noch in den betroffenen Ortschaften in düsterer Erinnerung.* Aber von den zu Tode geschundenen Menschen, von ihren großenteils namenlosen Gräbern kein Wort! Sie wurden lediglich «eingesetzt»! Man verzeihe dem Rezensenten, daß ihm dieser geschichtsklitternde Absatz die Sprache verschlagen hat, so daß die durchaus vorhandenen Vorzüge dieses Bandes hier unerwähnt bleiben.

Willy Leygraf

HEIMAT UND ARBEIT: **Der Kreis Calw.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen 1979. 604 Seiten, 331 z. T. farbige Abbildungen. Leinen DM 45,-

Einen «württembergischen» Kreis dürfte die «Reform» wohl kaum dem Regierungsbezirk Karlsruhe zugeschlagen haben: Von Unterreichenbach bis Nagold, von Ostelsheim bis Enzklosterle – kaum einen Bezirk sonst haben sich die Württemberger einst – trotz oder wegen der Grenzlage zu einem Nachbarterritorium – so geschlossen angeeignet. Namen wie Hirsau, Teinach, Wildbad finden sich in den «vaterländischen» Geschichtsbüchern so häufig

wie in den entsprechenden Gedichtsammlungen. Die Bedeutung und Ausstrahlung der Calwer Grafen ging bald auf das Reformkloster Hirsau über; in anderer Weise nahmen später – und bis in neuere Zeit – von Calw und seiner Umgebung geistige, aber auch wirtschaftliche Kräfte ihren Ausgang: neben der Calwer Compagnie und der feinmechanischen Industrie – und gelegentlich sogar in mehr oder weniger engen Zusammenhängen – stehen Namen wie Andreae, Fischer, Doertenbach, Gundert, Hesse. Dies alles spiegelt sich in diesem anschaulichen Band auf vielfältige Weise. Nicht zuletzt wird die Bedeutung des Zusammenklangs von Wald und Wasser für die wirtschaftliche Entwicklung gerade dieses Landkreises erkennbar – von Waldhufendörfern, Flößern und alten Staatsbädern bis hin zur Gigantomanie «moderner» Fremdenverkehrsbauten. (Kaum zu ermitteln ist allerdings der Informationswert der Abbildung Nr. 147).

Willy Leygraf

LOHL: **Freiburg im Frühling 1980 geschrieben im Jahre 1890.** Veränderter Nachdruck der Ausgabe von 1890. Verlag Rombach Freiburg 1979. 64 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Broschiert DM 10,-

Eine freundliche Kuriosität: 1890 schildert jemand einen Besuch in Freiburg des Jahres 1980. Manche Entwicklung wird im Prinzip getroffen (Verkehrs- und Siedlungsentwicklung), aber nicht in Details, nicht in den Dimensionen. Manches ist auch überhaupt nicht eingetroffen; vor allem eine Reihe von Monumentalbauten sind den Freiburgern erspart geblieben. Anderes wurde ihnen vorenthalten, so wäre z. B. der Verfasser des Nachwortes einem «König von Elsbaden» (aus Elsaß und Baden) wohl recht gern untertan: «Wir Freiburger des Jahres 1980 müssen nun eben leider mit der Landesregierung Baden-Württemberg vorliebnehmen».

Johannes Wallstein

OTTO BECK: **Zwischen Südostalb und Mittelschwaben.** Kunst- und Geschichtsstätten im Stadtkreis Ulm, Alb-Donau-Kreis und Landkreis Neu-Ulm. Verlag Jan Thorbecke Sigmaringen 1979. 220 Seiten, 111 Abbildungen, 1 farbige Ausschlagkarte. Kartonierte DM 24,-

Der kompakte Führer eignet sich mit seinen knappen und doch vielseitigen Informationen recht gut für das Nachschlagen unterwegs – und dies vor allem auch für denjenigen, der sich auch die in vergleichbaren Führern meist recht knapp dargestellten historischen Zusammenhänge in Erinnerung rufen will, ehe er sich zu den Sehenswürdigkeiten geleiten läßt. Unklar bleibt, was unter «Mittelschwaben» verstanden wird. (Etwa der Landkreis Biberach als neue Mitte Schwabens?) Ärgerlich sind gelegentlich stilistische Schludereien – von falschen Partizipialkonstruktionen über unpassendes Plusquamperfekt bis hin zum Turmsockel, in dem bis zur Stunde Glocken aus dem 15. und 16. Jahrhundert erklingen. Im Sockel! – Ein allgemeiner Überblick über Geschichte und Kunstgeschichte stellt einleitend die Zusammenhänge zwischen den einzelnen beschriebenen Orten her, eine Übersichtskarte und ein Register erleichtern die Benützung des Führers.

Johannes Wallstein

Literarisch

OTILIE WILDERMUTH: **Ach, die Poesie im Leben...** Briefwechsel mit ihrem Sohn Hermann 1865–1877. Herausgegeben von ROSEMARIE WILDERMUTH. Verlag Günther Neske Pfullingen 1979. 523 Seiten. Leinen DM 42,–

Woche für Woche schreibt Otilie Wildermuth von ihrem Tübinger Wohnsitz dem Sohn, der sich im Seminar Urach auf den Pfarrerberuf vorbereitet – «fern vom Elternhaus», denn für die acht Wegstunden, die dazwischenliegen, gibt es keinen Wochenend-Urlaub, und Fahrten mit der noch nicht lange bei Metzingen vorbeifahrenden Eisenbahn sind weder üblich noch für damalige Auffassungen billig. Dafür spart die schreibselige Mutter nicht am Briefporto, auch nicht für das Hin- und Hersenden der Wäsche, die der junge Mann selbstverständlich nicht anderswo in fremde Hände geben soll – und so finden sich ständig Anlässe zu anschaulichen Berichten, wie es daheim geht und steht, und auch zum Einflechten von Ermahnungen, wie sie auch der beste Sohn manchmal braucht. Er seinerseits nimmt sie manchmal nur widerbellig oder auch mit schalkhafter Abwehr, zumeist aber ehrerbietig hin und berichtet nicht ohne Stolz von dem im Schulbetrieb Gelernten und Geleisteten.

Trotz aller guten Resultate seines Eifers wird er schließlich doch nicht Pfarrer, sondern – als anerkannter Nervenarzt – ein Seelsorger anderer Art werden; das Reifen dieses von entsprechenden Elternsorgen begleiteten Entschlusses nimmt in dem Briefaustausch den ihm gebührenden Raum ein. Das Wesentliche aber ist an der umfangreichen Sammlung, an der die Herausgeberin und der Verleger mit Bedacht nicht ein Jota gestrichen haben, gerade das Nicht-Hervorstechen irgendwelcher ungewöhnlicher Züge, Absichten und Pläne. Vielmehr zeigt das Ganze das unmittelbare Bild einer einst selbstverständlichen Beziehung der älteren zur nachwachsenden Generation.

Die Händel der Welt spiegeln sich in diesen Briefen nur wenig: hin und wieder bricht der Groll gegen Bismarck durch, doch zwischen der in all ihrer Gescheitheit unpolitischen Mutter und dem auf den ersten Stufen des Lebens stehenden Sohn ist dem nicht zu viel Platz eingeräumt. So ist dieser Briefwechsel eher ein unbefangenes Zeugnis für das bürgerliche Leben jener Zeit.

Wilhelm Kohlhaas

PAUL CORRODI: **Das Urbild von Mörikes Peregrina.** Jürgen Schweizer Verlag Kirchheim/Teck 1976. 64 Seiten, 2 Abbildungen. Leinen

Diese zuerst 1923 im Jahrbuch der Literarischen Vereinigung Winterthur erschienene Untersuchung des schweizerischen Juristen dürfte vielen Freunden Mörikes unbekannt geblieben sein. Um so erfreulicher ist es, daß der Verlag sie erneut ans Licht gebracht hat. Für die Bedeutung, die Peregrina in Leben und Dichtung Mörikes gehabt hat, wird freilich kaum etwas hinzugewonnen, wenn die Lebensumstände der Anna Maria Meyer aus Schaffhausen – wenn auch nicht ganz lückenlos, aber sehr ausführlich doch – mitgeteilt werden. Aber einige Informationen über ihre Abstammung, ihre Schicksale, über Per-

sonen, denen sie begegnet ist, Einflüsse, denen sie ausgesetzt war – das alles mag doch ein wenig die Wirkung verständlicher machen, die sie auf Mörike gehabt hat. Und schließlich: je mehr Tatsachen mitgeteilt werden, um so mehr ist getan gegen Spekulationen und Mystifikationen, die gerade in einem solchen Zusammenhang nur zu häufig den Blick verstellen auf das, worauf es eigentlich ankommt: das Gedicht.

Johannes Wallstein

EDUARD MÖRIKE: **Das Stuttgarter Hutzelmännlein.** Mit Zeichnungen von KARL STIRNER. Steinkopf Verlag Stuttgart 1979. 86 Textseiten, 37 farbige Abbildungen. Leinen DM 29,–

Was wir an Mörike gemeinhin als heiterbeschaulich sehen, ist mit allem Untergründigen zum guten Ende in seiner Stuttgarter Geschichte vom Hutzelmännlein verbunden, die er in seiner vom modernen Dialektkrampf unreichten schwäbischen Sprachkunst erzählt. Dazu hat Karl Stirner alles so mitgeföhlt und mitgezeichnet, daß wir Dorfgassen und Handwerkerstuben von ehemals sehen, die Luft der Alb und gar, wie man fast wehmütig sagen möchte, den Duft der Misthäufen wieder spüren. Die alliierte Militärregierung erlaubte nach 1945 den Druck dieses Werkchens unter den ersten, auf schlechtem Papier allerdings, und um so mehr dankt man es dem Verlag, daß er auf die besten frühen Bildunterlagen zurückgriff, um die lange vermißte Ausgabe wieder neu herauszubringen.

Wilhelm Kohlhaas

EGON RIEBLE: ... **em Jesule isch es langweilig.** Heilige amol anderscht. Bebildert von WOLFGANG MOSELER. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1979. 2. Auflage. 92 Seiten, 36 Bildtafeln, 1 Schallplatten-Beilage. Pappband DM 29,–

Der Besprechung, mit der Martin Blümcke auf die erste Auflage hingewiesen hat (SCHWÄBISCHE HEIMAT 1979/2, Seite 132), ist hier lediglich hinzuzufügen, daß der neue Verlag dieser zweiten Auflage alle Sorgfalt angedeihen ließ und ihr zur Konkretisierung und «Veranschaulichung» eine Schallplatte mitgegeben hat. (Red.)

RUDOLF HAGELSTANGE: **Mein Bodensee-Brevier.** Mit Zeichnungen von Hans Sauerbruch. Verlag Friedr. Stadler Konstanz 1979. 72 Seiten, Leinen DM 14,80

Den Titel sollte man nicht allzu wörtlich nehmen. Es handelt sich lediglich um eine locker zusammengefügte Sammlung von Gedichten und Feuilletons, die thematisch mehr oder weniger zu tun haben mit der Landschaft um den Bodensee – freundliche Texte, die eine ziemlich heile Welt, harmonisches Familienidyll und «Heiterkeit des Geistes» spiegeln und gelegentlich nachdenklich-elegische Töne aufklingen lassen.

Johannes Wallstein

URSULA GRÜNINGER: **Das schwäbische Kochbuch.** J. F. Steinkopf Verlag Stuttgart 1979, 240 Seiten. Pappband DM 19,80

Aufmachung, Vorwort, literarisch garnierte Betrachtungen zum Eingang der einzelnen Kapitel – das alles unter-

streicht den Anspruch des Titels: nicht *ein*, nein, schlicht *das* schwäbische Kochbuch soll es heißen und sein. Und dieser Anspruch rechtfertigt durchaus die Besprechung in diesen Blättern. Zunächst: so durch und durch *schwäbisch* ist diese Küche nicht, da gibt es eine Reihe von Allerweltsgerichten (und sogar div. *badische*!), die man seit geraumer Zeit auch in hiesigen Küchen zubereitet. Gut. Aber: beim Salat – wenn überhaupt – nur «Würzkräuter» aufzuführen, allzu oft «Würfelbrühe», «Instant», «Tomatenketchup», «Soßenpaste . . . aus der Tube» u. dgl. m. zu empfehlen – das ist nun gewiß kein Ausweis für eine besonders gute Küche. Und die Kirsch- oder Heidelbeerpfannkuchen würd' ich denn doch lieber nicht erst *auf einer Seite backen*, sondern gleich belegen, wenn der Teig in der Pfanne ist: andernfalls nützt nämlich *vorsichtig* beim Wenden nichts! Also: man mag hier Anregungen finden für das Was, aber für das Wie hoffe ich auf bessere Phantasie der Kochenden.

Willy Leygraf

Varia

MARGARETE BAUR-HEINHOLD: **Alte Bauernstuben.** Dönsen, Küchen, Kammern – Von den Alpen bis zur See. Aufnahmen von HELGA SCHMIDT-GLASSNER. Verlag Callwey München 1979. 216 Seiten, 362 Schwarzweiß- und 20 Farbfotos. Linson DM 79,-

Eine Fülle von Bildern, die nicht ausschließlich die im Titel genannten *Stuben*, sondern immer wieder auch Details der Ausstattung und gelegentlich das Äußere eines alten Hauses dokumentieren. Weitaus die meisten Aufnahmen stammen aus Museen, nicht wenige aus Freilichtmuseen. Der Schwerpunkt der Auswahl liegt im Oberdeutschen – und dort im Alpenraum. Verhältnismäßig breit ist daneben noch Niedersachsen repräsentiert. (Ob das allein durch die historische Entwicklung und die Überlieferung festgelegt ist, kann hier nicht nachgeprüft werden.) – Den

Bildern ist ein Text beigegeben, der den kritischen Leser kaum befriedigen kann: die Beschreibungen der einzelnen Stubenlandschaften erweitern weithin die Bildlegenden durch Beschreibung des Abgebildeten, die allgemeinen Überlegungen bringen manch Ungenaues in Sprache und Inhalt (z. B. gibt es in Kommern mal ein *Rheinisches* und mal ein «*Niederrheinisches Freilichtmuseum*»), mehr Bauernideologie als überprüfbare Mitteilungen über die Geschichte eines Standes, seiner Lebensweise und seiner Behausung, reichlich Zitate von Peter Rosegger und anderen Autoren. (Was allerdings im Zusammenhang der Bauernkriege der Verweis auf Grimmelshausen soll, bleibt unerfindlich.)

Johannes Wallstein

Weitere Titel

CRISTIAN LUDWIG FECHT: **Der Fußwanderer** oder: wie man reisen soll; in einer Fußwanderung aus dem Breisgau bis Zug veranschaulicht. Nachdruck der Ausgabe von 1824 mit 17 neu eingefügten zeitgenössischen Stichen und einem Porträt des Verfassers. Nachwort von Robert Feger, Kartenskizze von E. H. Cordier. Verlag Rombach Freiburg 1979. 148 Seiten, 17 Stiche. Broschiert DM 12,80

FRANZ HILGER: **Die Badische Weinstraße.** Von Baden-Baden bis Basel. Mit 24 Fotografien von Willy Pragher. Verlag Rombach Freiburg 1979. 96 Seiten, 24 Fotos: Broschiert DM 9,80

WOLFGANG LIPP: **Das Glück ist eine dumme Kuh . . .** Fröhliche Spruchweisheit. Illustriert von LUDWIG MARIA BECK. Verlag Herder Freiburg 1979. 128 Seiten. Broschiert DM 5,90

LINA KROMER: **Nur ein Mensch zu sein.** Ausgewählte Gedichte. Neu herausgegeben von Elisabeth Etzel mit einem Vorwort und sechs Federzeichnungen von FRITZ FISCHER. Verlag Rombach Freiburg 1979. 175 S. L. DM 16,-

Die Autoren

der SCHWÄBISCHEN HEIMAT sind zu einem guten Teil sozusagen ständige Mitarbeiter und zugleich gut eingeführt und allseits bekannte Autoren auf dem Gebiet allgemeiner und spezieller Landeskunde. Wir werden deshalb künftig auf die vielen Wiederholungen der bisherigen Anschriftenliste verzichten. Für die Autoren bestimmte Post erreicht diese zuverlässig über die im Impressum genannte Anschrift der Redaktion. Statt dessen werden wir künftig neu – oder vielleicht auch nach längerer Pause erneut – auftretende Autoren jeweils mit einer knappen Notiz vorstellen.

ALBERT ROTHMUND ist Regierungsdirektor und Erster Lan-

desbeamter beim Landkreis Schwäbisch Hall. Im Erweiterten Vorstand des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES ist er der Vertreter und Anwalt Hohenlohes.

PROF. DR. DR. WOLFRAM FISCHER lehrt am Zentralinstitut für sozialwissenschaftliche Forschung der Freien Universität Berlin im Arbeitsbereich für Wirtschaft und Sozialgeschichte.

DR. HEINRICH FREIHERR VON LERSNER ist Präsident des Umweltbundesamtes, das seinen Sitz in Berlin hat.

DR. SIEGWALT SCHIEK ist Hauptkonvenerator bei der Außenstelle Tübingen des Landesdenkmalamts und dort in der Bodendenkmalpflege tätig sowie Mitglied des Erweiterten Vorstands des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES.

PAUL J. MUENZER lebt in München als freier Fachjournalist und Publizist.

Tübinger Tage 1979

Auf Samstag, den 6. Oktober, und Sonntag, den 7. Oktober 1979, hatte der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND seine Mitglieder und Freunde nach Tübingen eingeladen zu einer Reihe von öffentlichen Vorträgen, Diskussionen und Exkursionen. Nach Tübingen auch deshalb, weil vor 70 Jahren von dort aus – und nicht zuletzt von Professoren der Eberhard-Karls-Universität – erste Impulse ausgegangen waren zur Gründung des Bundes für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern, die im März 1909 in Stuttgart erfolgte. Bereits zwei Jahre später bestanden 79 Ortsgruppen des Bundes, insgesamt zählte man 1911 fast 4000 Mitglieder. . . . *je stattdlicher die Zahl unserer Mitglieder ist, desto nachhaltiger und stärker wird die Wirksamkeit des Heimatschutzes sein!* So kommentierte der damalige Vorstand diese Mitgliederstatistik.

Siebzig Jahre danach stellte der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND nun die Hauptveranstaltung des Jahres 1979 unter das Leitwort «Heimat zwischen gestern und morgen». In Vorträgen namhafter Autoren, in der Diskussion mit Wissenschaftlern und Praktikern aus drei Ländern über Fragen der Stadtsanierung und der Denkmalpflege sollte nach den heutigen und künftigen Zielen und Möglichkeiten dessen gefragt werden, was vor 70 Jahren begonnen wurde. In der Mitgliederversammlung gab der Vorsitzende des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES Prof. Willi Birn einen Rückblick auf 70 Jahre Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern.

Alle Veranstaltungen waren nicht gerade zahlreich besucht. Verständlich vielleicht, daß mancher die Mitgliederversammlung mied, weil er von ihr nicht viel mehr erwartete als die unvermeidlichen Vereinsregularien. Aber bleibt nicht immer auch jedem Mitglied die Möglichkeit, durch Beiträge zur Mitgliederversammlung das Vereinsgeschehen mitzubestimmen?

(Anträge lagen keine vor, Beschlüsse wurden nicht gefaßt.) Nachdenklich machen muß aber vor allem, daß auch die großen öffentlichen Veranstaltungen weder bei den Vereinsmitgliedern noch beim breiten Publikum die Aufmerksamkeit fanden, die sie verdient hätten. (Die Vorträge sind in diesem Heft abgedruckt, Ausschnitte daraus und die Podiumsdiskussion wurden im 2. Programm des Südwestfunks ausgestrahlt.) Bei den Exkursionen war der Zuspruch unterschiedlich: soweit sie das Interesse für Geschichte und Kunstgeschichte ansprachen, war die Teilnahme rege; Natur- und Umwelt-Probleme und selbst der archäologische Lehrpfad fanden dagegen weniger Interesse. Man wird darüber nachdenken müssen, ob das Angebot des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES den Wünschen seiner Mitglieder in ausreichender Weise gerecht wird. Es wird aber auch die Frage bedacht werden müssen, ob diese Wünsche der Mitglieder genügend Triebkraft entwickeln, um auch künftig ausreichend und wirksam «Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern» betreiben zu können. Spätestens in fünf Jahren wird wieder Bilanz gezogen werden müssen.

Maria Heitland

Neuer Teich im Welzheimer Wald

In unserer Zeit, in der die freilebende Tier- und Pflanzenwelt einem Verdrängungsprozeß nie geahnten Ausmaßes durch Zivilisationsmaßnahmen ausgesetzt ist, ist es mehr denn je geboten, das, was noch da ist, zu erhalten oder – falls es die Umstände erlauben – was einmal gewesen ist, wieder neu zu schaffen und zu gestalten. Besonders sind es die Feuchtgebiete mit ihren interessanten, für das ökologische Gesamtgefüge so wichtigen Arten, die der Zerstörung durch Auffüllung oder Aufforstung anheimfallen.

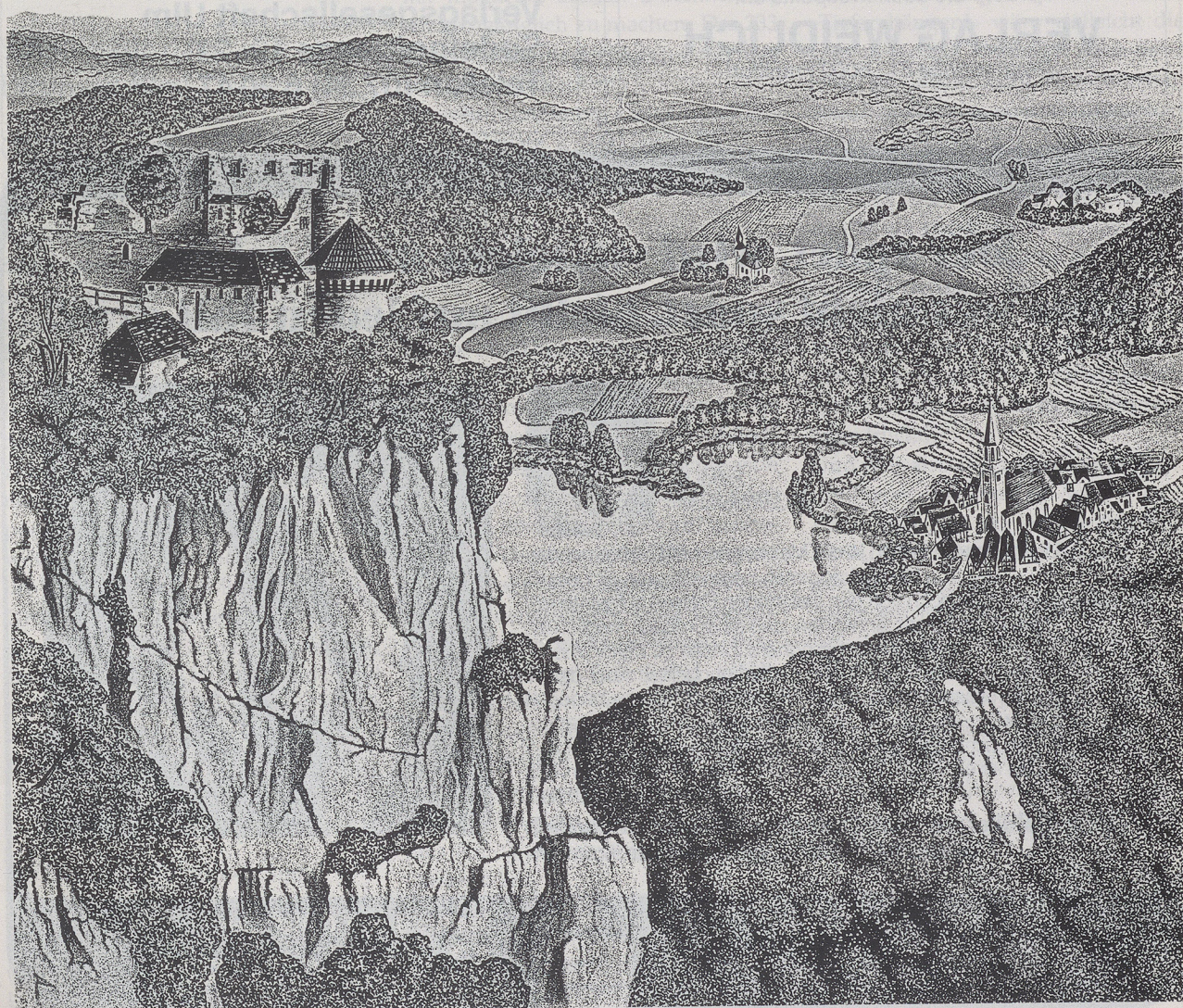
Auf den Höhen des Welzheimer Waldes, ca. 300 m nordöstlich des Strohhofs bei Cronhütte, Gemeinde Kaisersbach, befindet sich eine flache, versumpfte, zur Blinden Rot entwässernde Talmulde, die früher von einem Teich erfüllt gewesen sein muß; ein noch sichtbarer flacher Staudamm sowie der moorige Untergrund mit entsprechender Flora legen davon Zeugnis ab. Auf Vorschlag des Naturschutzbeauftragten hat nun der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND unter Befürwortung durch das Bürgermeisteramt Kaisersbach mit Hilfe eines Staatszuschusses die bisher in bäuerlichem Privatbesitz befindliche Parzelle von 28,4 Ar erworben mit dem Ziel, den ehemaligen Teich durch Aufstau wieder herzustellen. Das Gewässer soll dann als Naturdenkmal unter Schutz gestellt werden, um den sich dort ansiedelnden Tieren und Pflanzen eine dauernde Heimat zu geben und außerdem ein positives, das Landschaftsbild belebendes Element zu schaffen. Eine bei dem alten Staudamm befindliche schöne Baumgruppe von Fichten und Birken steht bereits als Naturdenkmal unter Schutz. Es läßt sich aufgrund der in der sumpfigen Mulde vorhandenen Flora unschwer voraussagen, daß sich an dem späteren Teich ein schöner Uferbewuchs und talaufwärts ein kleines Verlandungsmoor mit interessanten und seltenen Pflanzenarten einstellen wird (Seggen, Wollgras, Sumpfbloodauge, Sumpforchideen u. a.).

Nach dem Anstau und der Unterschutzstellung des Teiches wird es darauf ankommen, daß jeglicher menschliche Eingriff – auch z. B. das Einsetzen von Fischen – unterbleibt. Der Teich soll ein kleines «Naturlabor» sein, in dem die so schöpferische Natur selbst zeigt, was sie ohne menschliches Zutun zu leisten vermag. In dem Wiesentälchen beim Strohhof wird also ein ähnlicher, wenn auch kleinerer Biotop entstehen, wie ihn der SCHWÄBISCHE HEI-

Heimatland, die Öffentliche Bausparkasse hat den Namen gewechselt ! Und heißt jetzt:



LBS Landesbausparkasse
Württemberg



SCHWÄBISCHE VOLKSKUNDE

Paul Walther

Unv. Nachdruck von 1929, Vorwort L. Petzoldt,
260 S., 38 Abb., 1 Karte, 15 x 22 cm, gebunden,
Subs.-Preis DM 45,-, später DM 49,50

STUTTGARTS GEGENWART

J. E. Hartmann

Unv. Nachdruck von 1847, 144 S., 2 Tafeln, 1 Faltplan,
num. Auflage von 950 Exempl., 12 x 18 cm,
Leder DM 48,-

AALEN IN ALTEN ANSICHTSKARTEN

Karlheinz Bauer

96 S., 90 Abb., 8 farbig, 21 x 15 cm, geb. DM 24,80

HEIDENHEIM IN ALTEN ANSICHTSKARTEN

Manfred Akermann

104 S., 100 Abb., 10 farbig, 21 x 15 cm, geb. DM 24,80

HEILBRONN IN ALTEN ANSICHTSKARTEN

Ursula Messing

96 S., 90 Abb., 10 farbig, 21 x 15 cm, geb. DM 24,80

Fordern Sie doch Prospekte an!

VERLAG WEIDLICH

Savignystraße 61 · 6000 Frankfurt

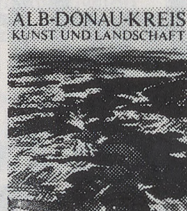
Bücher als Geschenke



Specker/Tüchle

Kirchen und Klöster in Ulm

600 Seiten mit zahlreichen
Abbildungen, Leinen
DM 36,-



Treu

Alb-Donau-Kreis Kunst und Landschaft

244 Bildtafeln, z. T. farbig
Leinen, DM 27,-

**Süddeutsche
Verlagsgesellschaft Ulm**
Sedelhofgasse 19-21
Telefon (07 31) 6 20 47

„Wer spart, wird vielleicht nicht reich. Aber wer nicht spart, bleibt auf jeden Fall arm.“

Heidi M.,
S-Geldberaterin



Übers Sparen gehen ja die Meinungen heftig auseinander.

Häufig kann man hören: Sparen ist Unsinn,
die Zinsen werden ja doch von den steigenden Preisen aufgefressen!

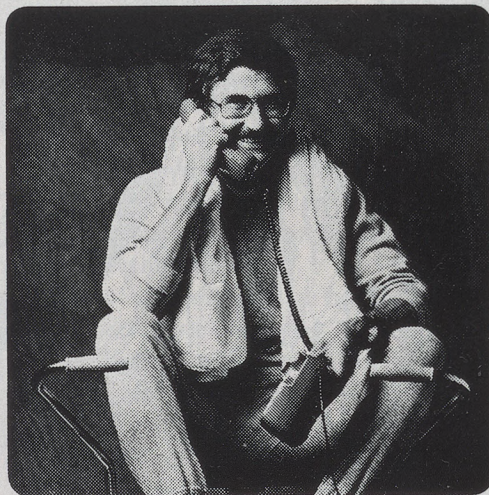
Darauf kann man antworten, daß es durchaus möglich ist,
entsprechend höhere Zinsen zu bekommen –

bei entsprechend längerer Kündigungsfrist. Aber das ist
nur ein Teilaspekt. Viel entscheidender ist: Sparen bedeutet

Absicherung für den Fall des Falles. Bedeutet: etwas haben,
wenn man's braucht. Und wer ist schon vor Überraschungen sicher!?

Sparen ist ein Stück Komfort. Denn ohne ist man im Grunde
allem ausgeliefert.

**Der S-Geldberater meint: Sparen ist nicht altmodisch
sondern ein Stück persönlicher Komfort.**



wenn's um Geld geht
Sparkasse

MATBUND mit den Weiherwiesen bei Essingen auf der Ostalb geschaffen hat. Außerdem wird der Teich beim Strohhoﬀ ein Gegenstück zu dem interessanten Quellmoor bei Schadberg bilden, das sich in derselben Gegend befindet und ebenfalls im Besitz des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES ist.

Es ist besonders erfreulich, daß der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND dieses Projekt gerade im Jahre 1979 aufgreifen und damit einen aktiven Beitrag für die 1979/80 laufende Kampagne des Europarats zum «Schutz der freilebenden Tier- und Pflanzenwelt und ihrer Lebensräume» leisten konnte. Außerdem gibt unser Verein damit auch ein Beispiel für die in dem neugegründeten Naturpark «Schwäbisch-Fränkischer Wald» möglichen landschaftspflegerischen Maßnahmen.

Hans Scheerer

Spende für das Pfrunger Ried

(sh) Aus einem Brief an den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND: «Im Anschluß an eine Führung durch das Pfrunger Ried, die Herr Lothar Zier und ich für Studenten durchführten, bekam ich einige Tage später 1023,- DM mit der Bitte, es für Gelände-kauf im Pfrunger Ried zu verwenden. Da ich weiß, daß Sie bereits größere Grundstücke im Pfrunger Ried besitzen, denke ich, daß das Geld bei Ihnen wohl in besten Händen wäre. Es wird Ihnen in den nächsten Tagen (leicht aufgerundet) per Überweisung zugehen. Bitte verwenden Sie es für Geländeaufkäufe im Pfrunger Ried. Mit freundlichen Grüßen! R. Prinzinger.»

Das Geld ist inzwischen eingetroffen. Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND dankt den Spendern dafür sehr herzlich, er wird es für weitere Ankäufe im Pfrunger Ried zurückstellen.

Forschungsergebnisse im Umweltschutz

(UBA) Über rund 100 abgeschlossene Umwelt-Forschungsvorhaben infor-

miert ein jetzt vom Umweltbundesamt veröffentlichter «Umwelt-Forschungsreport 1977/78».

Die in diesem Report vorgestellten Forschungsvorhaben wurden im Auftrag des Bundesministers des Innern und des Umweltbundesamtes von externen Forschungsnehmern durchgeführt und 1977/78 abgeschlossen. Der Report enthält in deutscher und englischer Sprache Kurzbeschreibungen der Vorhaben aus den Bereichen Umweltplanung und Ökologie (Querschnittsfragen), Wasserwirtschaft, Abfallwirtschaft, Luftreinhaltung und Lärmbekämpfung. Er gibt Hinweise auf die Forscher, das Veröffentlichungsdatum und die Bezugsmöglichkeiten.

Mit der Vorlage des «Umwelt-Forschungsreports 1977/78» will das Umweltbundesamt einen weiteren Beitrag dazu leisten, die Ergebnisse öffentlich geförderter Forschung einer möglichst breiten Öffentlichkeit auch zugänglich zu machen. Der 233 Seiten starke Report kann kostenlos bezogen werden beim Umweltbundesamt, Bismarckplatz 1, 1000 Berlin 33.

Dinkel vom Irrenberg

(sh) Im Naturschutzgebiet Irrenberg wurde 1979 Dinkel angebaut. Das alte schwäbische Getreide (wo im Ortsnamen Dinkel- erscheint, handelt es sich um eine schwäbische Ansiedlung) wuchs gut und erbrachte eine erste Ernte. Das spät gemahlene Korn ergab ein über den Winter gut haltbares Mehl – insgesamt 240 Kilogramm. Dieses grobe Mehl eignet sich besonders als Beimischung beim Brotbacken und für einen kräftigen Brei. Vierundzwanzig Tüten sind gefüllt und wurden an Vereine und Verbände verteilt, die bei der Irrenberg-Aktion tatkräftig mitgearbeitet haben. Der Irrenbergacker wird nun brachliegen. Vielleicht wird im nächsten Jahr ein Neubruch angelegt und mit Dinkel besät.

Für die nächstjährige Aktion Irrenberg wird der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND weiteres Gerät kaufen; die zehn neuen Rechen warten zusammen mit

den schon vorhandenen auf tatkräftige Mitglieder am Samstag, dem 19. Juli 1980.

Aufgelesen

(sh) Man muß das wörtlich zitieren, damit jeder Leser ganz selbständig prüfen und alle Nuancen nachschmecken kann, um dann zu entscheiden, ob es sich um eine Äußerung von «Volkesstimme» handelt, um eine Satire, die sich so vorsichtig und so behutsam gibt, daß sie Beifall und Ärgernis auf der jeweils verkehrten Seite auslöst, oder um die verärgerte Äußerung eines Zeitgenossen, der noch gar nicht richtig kapiert hat, worum es denn eigentlich geht, oder – was mir am allerwahrscheinlichsten vorkommt – der seinen speziellen, persönlichen Ärger zum Anlaß allgemeiner Verlautbarung mit allgemeinem Geltungsanspruch macht. «Tiefer hängen!» wäre vielleicht die angemessenste Reaktion. Aber dazu mag ich mich nicht entschließen. Stand es doch in einer wohlangesehenen Zeitung der Landeshauptstadt. Und zudem noch am Tage, bevor der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND den PETER HAAG-PREIS 1979 verlieh, bei welcher Gelegenheit des Landes oberster Denkmalpfleger sich auf so nachdenkliche und bedenkenswerte Weise mit dem Vorwurf der «überzogenen Denkmalpflege» auseinandersetzte. (Seine Rede ist in diesem Heft abgedruckt).

Und hier also das ungekürzte Zitat: *Am Pippin saim Hond sai Soich Wenn einer, der eine betagte Immobilie ererbt, schon glaubt, daß sie sein eigen wär, so irrt sich dār.*

Unter widrigen Umständen nämlich falls haben die Denkmalschützer unter seinem Dach mehr zu sagen als er selbst, und er kann sich gar glatt als enteignet betrachten, wenn sein Gemäuer Moos und damit Ehrwürden angesetzt hat . . .

. . . oder wenn der Bernhardiner Pippins des Unerheblichen im Jahre dreizehnhundertäbbas drana xoicht hot . . .

. . . oder wenn im Dachgebälk die Bohrgänge kryptokatholischer Holzwürmer zu beobachten sind, welch' letztere sich, wie jedermann im Stadtarchiv nachlesen kann, aus Anlaß des Wittenberger The-

senanschlags dort eine Diaspora gegründet haben . . .

. . . oder wenn im Keller ein elliptomanes Gewölbe erstaunlicherweise sich wölbt und sich dessen gedachte Fluchtlinien auch noch «wunderbarerweise» (Regierungsobergedenkmalsrat Dr. petrefakt. Asselseiher) unter dem Nachtwächterbrunnen auf dem Marktplatz in einem katakombischen Simsalabim vereinen . . .

. . . dann stehen alsbald die Herren vom Landesdenkmalamt herbei, mit andächtig gezogenen Kappen, beweihschwätzen die kariösen Steinhäufen und transsubstantieren sie flugs zu Denkmälern, welche inskünftig von jedermann zu beehrfürchten seien.

Begreift wer worom?

Was soll eigentlich an unseren lichtlosen und moodrigen Altstädten, in denen kein Türke mehr leben will, aufhebenswert sein? Sind dort noch nicht genug Kindergenerationen emporgeschossen, bleichsüchtig und blutarm wie Kartoffeltriebe? Und wieso muß der Pfarrer von Neidlingen im Schatten einer denkmalgeschützten Scheuer vor sich hin leben, einer Scheuer, die zu nix anderem mehr nützt' ist, als die Sonne zu verdunkeln und eben Denkmal zu sein? Denkmal für waas?

Oder gar das Nellinger Straßenbahndepot! Ein abgetaner Lokomotivschuppen, wie sie zu Hunderten in der ganzen Bundesrepublik herumlungern, wüst und überflüssig wie Eiterpickel, . . . und der soll jetzt künftig unter staatlichem Schutz weitergammeln dürfen? Denkmal für wen?

Und diese aberwitzigen Denkmallisten, Schrecken der Gemeindeverwaltungen, weil sie meist jede vernünftige Sanierung behindern!

Begreift die wer?

Da muß man wohl schon auf Denkmalschutz studirrt haben.

Kann sich wer anderer des überwältigenden Eindrucks erwehren, daß die Herren Grabmalräte aus der Stuttgarter Eugenstraße 3 biberemsig dabei sind, Baden-Württembergs Städte und Gemeinden einzubalsamieren und das ganze Land in ein Lapidarium zu verwandeln?

Wem zum Frommen?

Selbstbefriedigung. Dees wird's sei, wo-meeglich.

Jörg Stein

Sicher gibt es manche Bedenken und Einwände gegen manche Verfahrensweisen, Ansichten und Argumente von manchen Denkmalpfle-

gern. Und gewiß setzen sie sich – wie alle Vertreter aller Fachbehörden – allzu leicht dem Vorwurf aus, die Arroganz des Fachmannes gegenüber dem Laien – sagen wir's vorsichtig – erschwere nur zu oft demokratische Verfahrensweisen, deren Ziel es ja sein sollte, Konflikte weder zuzukleistern («harmonisieren» sagt man da) noch mit technokratischer Gewalt zu lösen, sondern sie auszutragen – wenn es auch mühsam ist.

Aber was würde denn mancher sagen, wenn es im Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in einer Randglosse hieße, wir Journalisten täten immerzu, was hier von einem Bernhardiner berichtet oder was den Denkmalpflegern unterstellt wird? Nun ja, Beifall gäb's wiederum. Und sicher nicht nur von der «richtigen» Seite. Aber bestimmt nicht vom oben ausführlich zitierten Zeitungskollegen.

Willy Leygraf.

Tuttlinger Rathaus bleibt erhalten

(sh) Ende 1979 fiel dann doch noch die wohl richtige Entscheidung: das Tuttlinger Rathaus bleibt erhalten. Es wird nicht abgebrochen und dann durch einen modernen Zweckbau oder gar durch eine Kopie des jetzigen Baus ersetzt, wie immer wieder erwogen worden ist. Vielmehr soll nun der bestehende Bau saniert werden. Abbruch und Neubau waren mit 7,4 Millionen DM veranschlagt worden, Umbau und Sanierung hingegen auf nur knapp 6 Millionen Mark. Aber nicht diese Rechnung allein dürfte die Entscheidung bestimmt haben: Viele Tuttlinger Bürger sprachen sich für die Erhaltung aus, weil das aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts stammende klassizistische Gebäude zu den wenigen Bauwerken von einigem Range gehört, die dem Stadtbild von Tuttlingen ein eigenes, individuelles Gepräge geben. Bemerkenswert: die Befürworter von Abbruch und Neubau gehören der eher konservativen Fraktion des Gemeinderats an. Sie wollten einfach nicht glauben, daß Sanierung nicht teurer sein muß als Abbruch und anschließender Neu-

bau. Dabei gibt es dafür eindrucksvolle Beispiele – und sogar ein Rathaus-Beispiel: Die Schorndorfer haben das ihre für 5,3 Millionen Mark saniert – Abriß und Neubau waren mit rund 9 Millionen Mark veranschlagt!

Denkmalschutz-Kongreß Brüssel 1980

Die Kommission der Europäischen Gemeinschaften fördert und unterstützt gemeinsam mit dem Europarat den vom 27. bis zum 29. März in Brüssel stattfindenden internationalen Denkmalschutz-Kongreß. Ausgerichtet wird dieser Kongreß von der EUROPA NOSTRA zusammen mit einigen ihr nahestehenden Verbänden. Das Spektrum der Themen reicht von steuerlichen Maßnahmen für Denkmal-Eigentümer bis zur Umnutzung von Kulturdenkmälern, von Schutz-Zonen in historischen Städten bis zu den Beziehungen zwischen Tourismus und Denkmalpflege, von der Öffentlichkeitsarbeit bis zur Ausbildung der für die Restaurierung erforderlichen Fachkräfte. Lord Duncan-Sandys, der Präsident von EUROPA NOSTRA und auch des Kongresses in Brüssel erwartet von diesem europäischen Gespräch über Denkmalpflege den Beginn einer neuen Phase unseres gemeinsamen Kampfes für die Erhaltung des unersetzlichen architektonischen Erbes in Europa.

Persönliches

Am 1. April 1980 feiert PROF. DR. THEODOR HORNBERGER, der vor allem als landeskundlicher Forscher und Schriftsteller hervorgetreten ist, seinen 70. Geburtstag.

PROF. DR. DR. h. c. GEBHARD MÜLLER begeht am 17. April 1980 seinen 80. Geburtstag. Der frühere Staatspräsident von Württemberg-Hohenzollern und Ministerpräsident von Baden-Württemberg war 1949 einer der ersten, die sich dem wiedergegründeten SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND anschlossen.

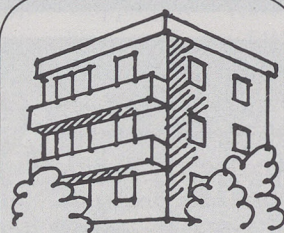
9 x Wüstenrot für Sie: Für Haus, Vermögen, Sicherheit.



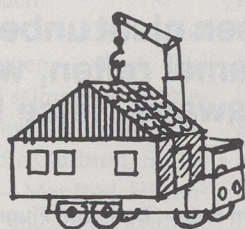
Bausparverträge



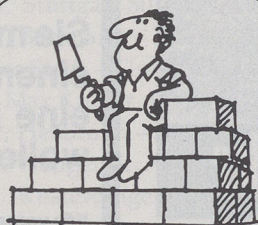
Eigenheime



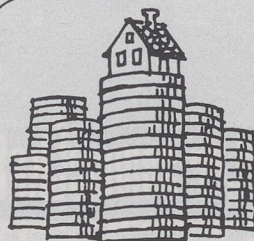
Eigentums-
wohnungen



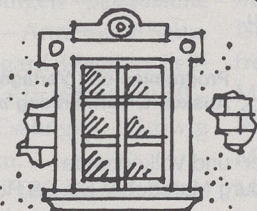
Fertighäuser



Häuser
zum Selberbauen



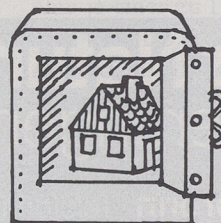
Baufinanzierungen



Modernisierungs-
Darlehen



Lebens-
versicherungen



Allianz
Sachversicherungen

wüstenrot
Der gute Grund für Ihr Eigentum.

Das Gastliche Härtsfeld

Eine reizvolle Landschaft auf der Schwäbischen Alb, die eine Fülle erholbarer Freuden bietet: Natur und Kunst · Hügel und Heide · Wälder und Seen · Gasthäuser, Ferienwohnungen und Bauernhöfe · Burgen, Schlösser und Kirchen · Sport, Spiel und Spaß; und das alles in einem idealen Klima in 450 bis 700 m Höhe mit Ruhe und herrlich reiner Luft.



Prospekte vom **Verkehrsverband „Gastliches Härtsfeld“ e.V.**
Geschäftsstelle Rathaus
7921 Nattheim-Auernheim
Telefon (0 73 26) 3 47



stuttgarter sammelkalender

Bereits 8. Folge mit 12 Monatsmotiven „Stuttgart in Bleistift“, im Großformat zum Rahmen 45x48 cm, Zeichnungen von Johannes Walther, 3sprachiger Text von Albert Allgaier, erhältlich im Buch- und Papierwarenhandel, DM 26,-, ein festliches Geschenk! Tel. (07 11) 42 44 88

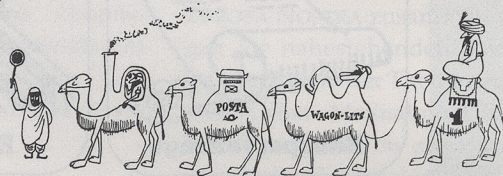
Burrer Naturstein Renovierungen

7133 Maulbronn Telefon 0 70 43-60 65



Auskunft und Prospekte bei:
Gebietsgemeinschaft
„Liebliches Taubertal“
6972 Tauberbischofsheim
Postfach 1254, Tel. 093 41 / 821

Karawane Studien-Reisen



Sie müssen nicht unbedingt auf einem Kamel reiten, wenn Sie eine Karawane-Reise buchen wollen . . .

Wir veranstalten Bahn-, Bus- und Flugreisen, Wanderfahrten und Kreuzfahrten – weltweit!

Gerne senden wir Ihnen unsere neuesten Programmübersichten 1980 zu.



**Programme und Verlagsverzeichnisse,
Auskunft, Vormerkung und Anmeldung:**

Büro für Länder- und Völkerkunde
7140 Ludwigsburg Marbacher Str. 96 Ruf (07141) 51091

BRILLEN Contact-Linsen

**Optiker
PESCHKE**

Stuttgart, Rotenbühlplatz 15, beim Wilhelmsbau

Mitgliederwerbung 1979

Jedes neugewonnene Mitglied hilft dem SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND bei der Erfüllung seiner vielfältigen Aufgaben.

Jede Werbung eines neuen Mitglieds ist doppelte Hilfe! Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND dankt allen Mitgliedern, die im abgelaufenen Jahr auf diese Weise fördernd und helfend mitgearbeitet haben.

1979 haben den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND durch Werbung neuer Mitglieder gefördert:

12 Mitglieder warb: Rut Birn, Tübingen

8 Mitglieder warb: Maria Heitland, Stuttgart 1

6 Mitglieder warb: Willy Leygraf, Reutlingen

5 Mitglieder warb: Albert Rothmund, Schwäbisch Hall

4 Mitglieder warb: Paul Zorn, Leutkirch

3 Mitglieder warben: Prof. Willi K. Birn, Tübingen – Werner Kurz, Heilbronn – Dr. Hans Scheerer, Schorndorf – Berta Siegel, Fellbach

2 Mitglieder warben: Dr. Dr. Rudolf Bütterlin, Münsingen – Prof. Dr. Helmut Dölker, Esslingen – Anneliese Esche, Leonberg – Dora Flogaus, Biberach/Riß – Lydia Gutbrod, St. Johann/Gächingen – Manfred Hilsenbeck, Blaustein – Elisabeth Köstlin, Stuttgart 1 – Albert Mühleisen, Stuttgart – Gisela Mauch, Adelberg – Franziska Mayer, Tübingen – Magdalene Popp, Stuttgart 60 – Annemarie Seitz, Stuttgart 70 – Irmgard Wagner, Fellbach – Johanna Warth, Stuttgart 60 – Elisabeth Zeitler, Esslingen – Ludwig Zimmermann, Ulm.

1 Mitglied warben: Dr. Emmi Baltz, Stuttgart 75 – Eberhard Barth, Nürtingen – Liselotte Bleil, Stuttgart 40 – Dr. Max Bez, Stuttgart 1 – Erhard Bracke, Wendlingen – Marta Breitmeier, Stuttgart 1 – Dr. Roland Burger, Tübingen – Ewald Conradt, Sindelfingen – Fritz Decker, Mochenwangen – Kurt Dieter, Tübingen – Dr. Rudolf Dieter, Riedlingen – Maria Dobler, Stuttgart 1 – Veronika v. Dobrogowski, Stuttgart 80 – Albrecht Dölker, Esslingen – Dr. Paul Drisch, Bad Wiessee – Hans Jürgen v. Elterlein, Stuttgart 1 – Helmut Erkert, Backnang – Nora Escher, Ludwigsburg – Irene Feuerbacher, Heiden-

heim – Gertrud Fischle, Esslingen – Helmut Fritz, Fellbach – Hans Fuchs, Heilbronn – Otilie Genthner, Stuttgart 70 – Irene Gentner, Stuttgart 80 – Dieter Gerlinger, Bönningheim – Willy Gugel, Sulz/Neckar – Martha Haerberle, Stuttgart 75 – Dr. Irmgard Hampp, Stuttgart 1 – Ruth Hartmann, Welzheim – Peter Haug, Schorndorf-Haubersbronn, Erla Hecksteden, Tübingen – Gertrud Herrmann, Stuttgart 1 – Walter Herwarth, Stuttgart 1 – Karl Hess, Böblingen – Wolfgang Hoffmann, Tübingen – Dr. Richard Huber, Stuttgart 80 – Karl Igel, Ulm – Gertrud Kändler, Stuttgart 1 – Liselotte Keil, Spaichingen – Walter Kittel, Stuttgart 70 – Klaus Klünder, Stuttgart 71 – Eugen Klumpp, Ludwigsburg – Helene Knoeckel, Stuttgart 1 – Dr. Gert Kollmer, Esslingen – Dr. Gisela Koslowski, Tübingen – Elisabeth Kraft, Münsingen – Erna Krauss, Stuttgart 80 – Werner Krauss, Kornwestheim – Dr. Walter Krauter, Stuttgart 1 – Brigitte Krauth, Stuttgart 80 – Dr. Marianne Kreher, Backnang – Hermann Krieg, Weil der Stadt – Else Krings, Rottenburg – Max Krüger, Döffingen – Lore Kübler, Heilbronn – Magdalene Lahmeyer, Wangen i. Allg. – Waltraud Lang, Kusterdingen – Elisabeth Langguth, Esslingen – Hildegard Mattes, Heilbronn – Dr. Friedrich Menge, Stuttgart 1 – Dr. Arthur Merck, Heilbronn – Josefine Merk, Isny – Ruth Meyding, Stuttgart 1 – Alfred Mönch, Stuttgart 1 – Dr. Wolf Mülberger, Stuttgart 1 – Gertrud Mülberger, Stuttgart 1 – Christiane Müller, Stuttgart 61 – Emma Müller, Murrhardt – Hans Mussel, Korntal-Münchingen – Viktor Nachtrieb, Winnenden – Dr. Siegmund Neumann, Esslingen – Frida Nirk, Stuttgart 1 – Dr. Gisela Nübel, Reutlingen – Erna Ohl, Stuttgart 40 – Max Philippin, Leonberg – Hildegard Pioletski, Stuttgart 1 – Dr. Dieter Planck, Stuttgart 75 – Lini Rager, Ludwigsburg – Dr. Julie M. Rath, Stuttgart 1 – Hanna Rempis, Lauffen/N. – Gertrud Reuter, Stuttgart 70 – Hans Georg Rimmele, Saulgau – Dr. Gerhard Rooschütz, Ludwigsburg-Hoheneck – Dr. Oskar Rühle, Stuttgart 1 – Anna Sauter, Leinfelden – Marianne Schad, Stuttgart 70 – Gregor Schädel, Neckarsulm

– Otto Scherberger, Waiblingen/Hegnach – Dr. Gerhard Schlenker, Lichtenstein/Traifelberg – Marianne Schmidgall, Tübingen – Helga Schöneborn, Stuttgart 1 – Lotte Schürnbrand, Stuttgart 80 – Werner Schultheiss, Leonberg – Dr. Eberhard Schuon, Eningen u. A. – Dr. Wilfried Setzler, Tübingen – Maria Stahl, Winnenden – Fritz Stein, Chieming – Elisabeth Stuhlinger, Kirchheim/T. – Margarete Trampler, Tübingen – Otmar Traub, UHINGEN – Professor Joachim Veil, Stuttgart 80 – Gertrud Vetter, Stuttgart 50 – Helmut Voegtler, Weilheim/T. – Gertrud Wagner, Göppingen – Raimund Waibel, Tübingen – Gertrud Walcher, Backnang – Irmgard Weiss, Stuttgart 1 – Hans Werner, Tübingen – Hella Weyland, Winterbach – Dr. Gertrud Widmer, Ulm – Dr. Hugo Wieland, Neu-Bulach – Gerhard Winter, Remshalden – Adolf Wörz, Neckarsulm – Ursula Woop, Stuttgart 50 – Maria Zabelt, Stuttgart 1 – Anna Zinkernagel, Göppingen.

Unter den Mitgliedern, die im letzten Jahr dem SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND neue Mitglieder gewonnen haben, wurden auch in diesem Jahr wieder die ausgesetzten Preise verlost:

Gutscheine, die für die Teilnahme an Studienfahrten des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES oder beim Einkauf von Büchern eingelöst werden können: je einer zu DM 250,-, DM 150,- und DM 125,-, sieben zu DM 25,-. Außerdem: 60 wertvolle Bücher.

Die glücklichen Gewinner haben ihre Preise inzwischen erhalten.

Unterstützen Sie bitte auch weiterhin durch Werbung neuer Mitglieder die Arbeit des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES für unsere Heimat!

Auch im Jahre 1980 werden wir wieder eine Reihe wertvoller Preise für die Verlosung unter all denen bereitstellen, die dem SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND neue Mitglieder gewonnen haben.

Jede einzelne Werbung gilt als ein Los, zehnfache Werbung bedeutet zehn Lose – und damit zehnfache Chance. Auch wer eine Patenschaft für ein Mitglied übernommen hat oder übernimmt, hat im ersten Jahr dieser Patenschaft das Recht, an dieser Verlosung teilzunehmen.

Veranstaltungen und Studienfahrten

Mittwoch, 27. Februar 1980, 19.30 Uhr

Wilhelmspalais Stuttgart, Konrad-Adenauer-Straße 2

Dr. Ernst Eichhorn, Ansbach

Technik und Kunst

Ergänzung oder Widerspruch?

Das Problem der technikgeschichtlichen Kulturdenkmale
Vortrag mit Farbdias

Freitag, 18. April 1980, 19.00 Uhr

Wilhelmspalais Stuttgart, Konrad-Adenauer-Straße 2

Prof. Dr. Dr. Harald Zimmermann, Tübingen

Der Ritterorden in Siebenbürgen

Neueste Forschungsergebnisse
Vortrag

Anschließend Gespräch über die Ausstrahlung des Ritterordens in unsere Heimat

Aktion Irrenberg 1980

34

Samstag, 19. Juli 1980

Abfahrt 6.30 Uhr vom Karlsplatz in Stuttgart

Zusteigemöglichkeit an der Fahrtstrecke Stuttgart – Tübingen – Hechingen – Irrenberg **nach Vereinbarung**

Hinweis für Selbstfahrer: Zufahrt von Streichen her, Treffpunkt ab etwa 8.00 Uhr am unteren Hang des Naturschutzgebietes Irrenberg.

Der größte Teil des Naturschutzgebietes Irrenberg ist im Besitz des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES. Zur Erhaltung seines schutzwürdigen Zustandes bedarf es einer jährlichen Mahd und eines systematischen und pfleglichen Ausholzens.

Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND bittet seine Mitglieder, nach Kräften an dieser Pflegeaktion teilzunehmen, die ganze nebenbei auch ein recht vergnüglich-geselliges Unternehmen ist.

Die Aktion dokumentiert jedes Jahr den Willen der Bürger zur Erhaltung einer natürlichen Umwelt und gewährleistet die Pflege eines besonders schönen und wichtigen Naturschutzgebietes.

Die Fahrt ist kostenlos, für Bewirtung ist gut vorgesorgt. Die Geschäftsstelle in Stuttgart erbittet frühzeitige (und zahlreiche!) Anmeldungen.

36

Die Pfalz II

Eine sommerliche Studienwoche

Samstag, 26. Juli bis Samstag, 2. August 1980

Abfahrt: 13.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Gesamtteilnehmergebühr: DM 200,-

Standort: Pfalzakademie in Lambrecht

Die Studienwoche 1979 machte mit der südlichen Pfalz bekannt. Der nördlichen Pfalz gelten in diesem Jahr die Vorträge und Exkursionen.

Wegen der Hotelreservierung ist auch für diese Woche eine frühzeitige Anmeldung notwendig. Selbstverständlich können sich auch Teilnehmer anmelden, die im letzten Jahr nicht dabei waren.

Programmvorschau

Samstag, 26. Juli 1980

13.00 Uhr: Abfahrt vom Karlsplatz nach Lambrecht

16.30 Uhr: Spaziergang durch Lambrecht

20.00 Uhr: Besuch eines Weingutes mit Weinprobe

Sonntag, 27. Juli 1980

9.00 Uhr: **Dr. Wolfgang Irtenkauf:**

Historisches und Kunsthistorisches der Pfalz und angrenzender Gebiete (ganztägige Exkursion)

Montag, 28. Juli 1980

8.30 Uhr: **Dr. Wolfgang Irtenkauf:**

Fortsetzung der Exkursion vom Vortag

Dienstag, 29. Juli 1980

8.30 Uhr: **Dr. Otto Atzbach**, Geologiedirektor beim Geologischen Landesamt der Pfalz in Mainz:

Die Geologie der nordöstlichen Pfalz

Anschließend Exkursion: Lambrecht – Neustadt – Deutsche Weinstraße – Battenberg – Neuleiningen – Dannenfels – Donnersberg – Falkenstein – Enkenbach – Lambrecht

Mittwoch, 30. Juli 1980

8.30 Uhr: Abfahrt zum Museum in Speyer

Führung: **Dr. Christoph Unz**, Historisches Museum der Pfalz in Speyer. Anschließend Bad Dürkheim – Limburg – Lambrecht

Donnerstag, 31. Juli und

Freitag, 1. August 1980, jeweils

8.30 Uhr: Referat und anschließend Exkursionen:

Landforstmeister **Dr. Norbert Hailer**, Annweiler, und Stadtarchivar **Claus Peter Westrich**, Neustadt, führen in die Wälder und Weinberge, zu Kirchen, Ruinen und Klöstern in der nördlichen Pfalz

Samstag, 2. August 1980

9.00 Uhr: Abfahrt nach Stuttgart

Diese vorläufige Programmüberschau wird in Heft 2/1980 der SCHWÄBISCHEN HEIMAT ergänzt.